Z024.

Coll. ult.
19c
V 358.
J. H.

22.481

Leben und Ende merkwürdiger Selbstmörder.

Nebst einigen den Selbstmord betreffenden Abhandlungen.

Herausgegeben von

M. Heinrich Gottlieb Tzschirner,
Diakonus zu Mittweyda im Meißnischen.

Weißenfels und Leipzig,
im Verlage der Böseschen Buchhandlung.
1805.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Den

Hochedelgebohrnen,

Hochedeln, Rechtswohlgelahrten,

auch Hochwohl und Wohlweisen

Herren

Bürgermeistern und Rathe

der

Stadt Mittweyda.

Hochedelgebohrne,

Hochedle, Rechtswohlgelahrte,

Hochwohl und Wohlweise,

Hochgeehrteste Herren,

Die meisten Mitglieder Ihres Kollegiums haben mich schon als Knaben gekannt und geliebt, und Sie alle haben mir in reifern Jahren, wie ich mir schmeicheln darf, Ihr Wohlwollen und Ihre Liebe geschenkt, und mir thätige Beweise dieser Gesinnungen gegeben. Längst war es mein innigster Wunsch, Ihnen gegenseitig meine Liebe und Dankbarkeit beweisen zu können, und dieser Wunsch ist es, der mich bestimmt, Ihnen die gegenwärtige Schrift zu überreichen und Sie öffentlich meiner aufrichtigsten Hochachtung zu ver-

sichern. Nehmen Sie dieses kleine Geschenk gütig auf, und erhalten Sie mir unausgesetzt Ihr Wohlwollen und Ihre Liebe! — Ich verharre mit der vollkommensten Hochachtung

Euer Hochedelgebohren, Hochedeln, Hochwohl und Wohlweisen

Mittweyda,
den 30sten März 1805.

ganz ergebenster
M. Heinrich Gottlieb Tzschirner.

Vorrede.

Ob ich gleich sehr wohl einsehe, daß ich mir durch die Sammlung der Nachrichten von einigen merkwürdigen Selbstmördern, die ich hiermit dem Publikum, begleitet von einigen psychologischen und moralischen Bemerkungen, übergebe, nur ein kleines Verdienst erworben habe: so fürchte ich doch nicht, daß man diese Arbeit für unnütz und zwecklos erklären werde. Denn theils soll sie, hoffe ich,

zur Bereicherung der Menschenkunde beitragen, theils die, auf dem Wege des Nachdenkens schon längst gefundene, Bemerkung anschaulich machen, daß der Selbstmord stets aus fehlerhaften Beschaffenheiten des Menschen entspringt, und auch da, wo er von achtungswerthen Menschen, aus guten Absichten, begangen ward, doch seinen letzten Grund in irrigen Grundsätzen, oder schiefen Richtungen ihres Charakters hatte. Und da mir keine Schrift bekannt war, welche die Stelle der vorliegenden Sammlung vertreten könnte, indem die von Spieß herausgegebenen Biographieen der Selbstmörder ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung enthalten, das höchstens eine müßige Stunde ausfüllen, aber gewiß nichts zur Bereicherung der Menschenkenntniß beitragen kann, und die von Knüppel unter dem Titel: Ueber den Selbstmord, ein Buch für die Menschheit, edirte Schrift zwar manche interessante Züge aus dem Leben der

Selbstmörder aufstellt, aber auch viele minder wichtige Nachrichten, deren Quellen nicht einmal angegeben werden, enthält, und sich überdies nur auf die neuesten Zeiten einschränkt: so trug ich um so weniger Bedenken, die Nachrichten, die ich seit einiger Zeit gesammelt hatte, zusammenzustellen.

Die beigefügten Abhandlungen betreffen Gegenstände, auf die ich mich durch die Beschäftigung mit den Selbstmördern verschiedener Zeiten und Gattungen von selbst geleitet sah, und ich glaube nicht, daß sie hier am unrechten Orte stehen. Von der zweiten muß ich noch anmerken, daß sie die Fortsetzung einer Abhandlung ist, welche vor einigen Jahren unter dem Titel: Von den Grundsätzen der Römer über den Selbstmord u. s. w. dem von Stäudlin herausgegebenen Magazine für Religions- Moral- und Kirchengeschichte B. II. St. 1. S. 1—31. einverleibt ward. Sollte die gegenwärtige Schrift einigen

Beifall finden und ich mich zur Ausarbeitung eines zweiten Theils entschließen können: so würde ich es mir angelegen seyn lassen, die Geschichte der Grundsätze über den Selbstmord bis auf die neuesten Zeiten fortzuführen.

Mittweyda,

den 10ten Februar 1805.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Selbstmord bewirkt durch den Wunsch, von den Leiden eines krankhaften Körpers befreit zu werden Seite 3

II.

Selbstmord aus Furcht wahnsinnig zu werden — 11

III.

Selbstmord aus Menschenliebe — — — 18

IV.

Selbstmord durch übermäßigen Lebensgenuß bewirkt — 26

V.

Selbstmord aus Lebenssättigung — — — 30

VI.

Selbstmord, Folge der Spielsucht — — — 34

VII.

Selbstmord, das Werk treuer Liebe — — 42

VIII.

Selbstmord, die Folge getäuschter Liebe — — 49

IX.
Selbstmord, die Folge hoffnungsloser Liebe — Seite 55

X.
Selbstmord, die Folge verliebter Schwärmerei — 63

XI.
Selbstmord aus Anhänglichkeit an der bestehenden Verfassung des Staates — — — 68

XII.
Selbstmord veranlaßt durch aufopfernde Freundschaft und bewirkt durch Furcht vor Schande — — 75

XIII.
Selbstmord bewirkt durch die Furcht vor dem Verluste der Keuschheit und Unschuld — — — 82

XIV.
Selbstmord bewirkt durch religiöse Schwärmerei — 88

Abhandlungen.

I.
Von dem Lebensüberdrusse — — — 95

II.
Historische Darstellung der Grundsätze verschiedener Völker und Philosophen über den Selbstmord — — 127

Leben und Ende

merkwürdiger Selbstmörder.

I.

Selbstmord bewirkt durch den Wunsch, von den Leiden eines krankhaften Körpers befreit zu werden.

Savoir souffrir la vie et voir venir la mort,
C'est le devoir du sage et tel sera mon sort.

Gresset.

Die Nachrichten von den Schicksalen und Handlungen merkwürdiger Menschen, welche uns Personen überliefern, die in einer nähern Verbindung mit ihnen standen, sind nicht nur die zuverläßigsten, sondern erhalten auch dadurch einen höhern Werth, daß sie gewöhnlich in ein näheres Detail eingehen und manche, wenn auch kleine, doch bemerkenswerthe Züge enthalten, die man in den Schriften der spätern Erzähler vergebens sucht. Deswegen will ich den Tod des Corellius Rufus, den der Wunsch nach Befreiung von körperlichen Leiden zum Selbstmorde bestimmte, nicht mit meinen, sondern mit den Worten des jüngern Plinius erzählen, welcher seinem Freunde, Calestrius Tyro, Folgendes schreibt *):

*) s. Plinii Epist. C. 1. ep. 12.

„Ich habe viel verlohren, wenn ich anders hier sagen kann: ich habe verlohren. Corellius Rufus ist abgeschieden und zwar, was meinen Schmerz unendlich vermehrt, freiwillig; denn der Tod unsrer Freunde ist uns dann am bitlersten, wenn ihn weder die Natur, noch das Schicksal herbeiführt. Endiget eine Krankheit das Leben unsres Freundes, so trösten wir uns damit, daß es nicht anders seyn konnte; ruft er aber den Tod selbst herbei, so macht der Gedanke, daß er noch länger hätte leben können, unsern Schmerz unheilbar. Ein Ausspruch der ruhigen Vernunft, welche dem Weisen eben so viel gilt, als die Nothwendigkeit, bestimmte den Corellius Rufus diesen Schritt zu thun, ob ihn gleich Manches an das Leben hätte fesseln können, da er ein gutes Gewissen hatte, in dem Kreise aller derer, die ihn kannten, in Achtung und Ansehen stand, und so glücklich war, eine Tochter, eine Gattin, einen Enkel, Geschwister und wahre Freunde zu besitzen. Allein er litt an einer so langwierigen und schmerzhaften Krankheit, daß diese großen Güter des Lebens von den Gründen, die ihn zur Wahl des Todes bestimmten, aufgewogen wurden. Seit seinem drei und dreißigsten Jahre litt er die heftigsten Schmerzen an den Füßen. Es war dies ein Erbübel; denn die meisten Krankheiten scheinen sich eben so, wie andere Eigenschaften, von den Eltern auf die Kinder fortzupflanzen. In jüngern Jahren überwand er dies Uebel durch Mäßigkeit und Keuschheit, späterhin, da es mit den Jahren zunahm, setzte er ihm Geistesstärke entgegen. Als er einst während der Regierung Domitian's krank darnieder lag und unglaubliche Schmerzen und Qualen duldete (denn der Schmerz blieb jetzt nicht mehr in den Füßen, sondern breitete sich durch alle Glieder aus), besuchte ich ihn auf seinem Landgute. Die Sklaven verließen das Zimmer, wie dies Sitte bei ihm war,

so oft ein vertrauter Freund kam, ja selbst seine Gattin, ob sie gleich an jedem Geheimnisse Theil nehmen konnte, entfernte sich. Er sah sich um, wendete sich zu mir und sagte: „Kannst du wohl die Ursache errathen, warum ich diese heftigen Schmerzen so lange dulde? Um den Tyrannen wenigstens einen Tag zu überleben.“ Wäre sein Körper eben so stark gewesen, als seine Seele, er hätte gethan, was er thun wollte. Gott gewährte ihm seinen Wunsch, und als dieser erfüllt war, zerriß er, gleichsam als ob er nun in Ruhe und Freiheit sterben könnte, alle andere schwächere Banden, die ihn an das Leben fesselten. Seine Krankheit war heftiger worden. Er bemühte sich, sie durch Mäßigkeit zu mildern, und entgieng ihr, da sie nicht wich, durch seinen Muth. Schon hatte er sich vier Tage lang aller Speisen enthalten, da schickte Hispulla, seine Gattin, unserm Freund Cajus Geminius mit der traurigen Nachricht zu mir, Corellius habe den Tod beschlossen und werde weder durch ihre, noch ihrer Tochter Bitten zur Aenderung seines Entschlusses bewogen; auf mich habe sie ihre letzte Hoffnung gesetzt. Ich eilte so viel ich konnte. Da ich aber in die Nähe des Landgutes kam, ließ mir Hispulla durch den Julius Attikus sagen, auch ich würde nichts mehr ausrichten, so fest habe er es beschlossen. Er hatte zu seinem Arzte, der ihm Speise reichen wollte, gesagt: ich hab's beschlossen (κεκρικα). Diese Worte erfüllten mich eben so wohl mit Bewunderung, als mit Wehmuth und Sehnsucht. Ich fühlte es, welch einen Freund, welch einen großen Mann ich verlohren habe. Es ist wahr, er hatte das sechs und siebzigste Jahr, ein auch für den Gesunden hohes Alter, erreicht; es ist wahr, er ist einer immerwährenden Krankheit entgangen; es ist wahr, die Seinigen haben ihn überlebt und er verließ den Staat, dessen Glück ihm mehr,

als sein eigenes, am Herzen lag, in einem glücklichen Zustande: und doch beweine ich seinen Tod als ob er in der Blüthe seines Lebens, in der Vollkraft seiner Jahre gestorben wäre."

Mehrere Umstände machen diesen Mann bemerkenswerth und rechtfertigen es, wenn wir einen Augenblick bei der Betrachtung seiner That verweilen. Denn überhaupt ist es schon der Mühe werth, die Handlungen solcher Menschen näher zu betrachten, denen unverdächtige Zeitgenossen das Zeugniß geben, daß sie mannigfaltige Tugenden besaßen, und gewohnt waren, sich durch Gründe der Vernunft bestimmen zu lassen. Besonders aber zieht theils die ruhige Ueberlegung, mit welcher Corellius den Tod beschloß, theils die Art seines Todes, unsre Aufmerksamkeit auf sich. Die meisten Selbstmörder endigen ihr Leben im Zustande aufgeregter Leidenschaften und ungestümen Gemüthsbewegungen, in einem Zustande, der, wenn nicht schon Wahnsinn ist, doch nahe an ihn grenzt. Nicht so Corellius. Seit langer Zeit gieng er mit dem Gedanken des freiwilligen Todes um, wog Gründe und Gegengründe, wählte mit ruhiger Ueberlegung den Tod, und beharrte bei seinem Entschlusse mit unerschütterter Festigkeit. —. Bewundernswerth ist ferner die Art seines Todes und dies um so mehr, je seltener sie in unsern Zeiten gefunden wird *). Der freiwillige,

*) Weniger selten als bei uns, war diese Todesart bei den Römern. Bekannt ist es, daß sich Atticus durch Hunger tödtete; und eben dies erzählt Tacitus (s. Annal. L. IV. c. 34 - 53.) vom Cormutius Cordus und Plinius (s. Epist. L. III. Ep. 7.) vom Silius Italikus. Fragt man, woher es gekommen sey, daß diese Todesart unter den Römern gewöhnlicher war, als sie es unter uns ist, so scheint es, als ob man die Ursache hiervon hauptsächlich in

durch Hunger herbeigeführte Tod scheint mir höchst merkwürdig zu seyn, da er ohnläugbar eine Festigkeit des Vorsatzes und mithin eine Stärke der Seele verräth, die gewiß unter die seltnern Erscheinungen gehört. Bei allen übrigen Todesarten, welche der Selbstmörder wählen kann, hängt die Entscheidung seines Schicksals von einem einzigen Augenblicke ab. In einem einzigen Augenblicke ist das Pistol abgedrückt, das Gift verschluckt, der Sprung in die Tiefen voll-

dem Wunsche, mit Anstand zu sterben, suchen müsse. Ueberhaupt kann man die Bemerkung machen, daß die Selbstmörder unter den Römern weit mehr, als die meisten unsrer Zeiten, mit Anstand zu sterben suchten. Fast alle Selbstmörder, deren von den römischen Schriftstellern Erwähnung geschieht, haben sich entweder erstochen, oder durch Gift, oder durch Hunger, oder durch das Oeffnen der Adern ihr Leben geendiget. Ich erinnere mich kaum des Einen oder des Andern, der sich erhängt oder ersäuft hätte. Und wenn Tacitus von dem Sextus Papinus erzählt (s. Annal. L. VI. c. 49.), er habe sich von einer Anhöhe gestürzt, so setzt er hinzu: in formem exitum delegit. Die meisten Selbstmörder unsrer Zeiten hingegen erhängen oder ersäufen sich, und kümmern sich wenig um den Abscheu, den der Anblick ihres Leichnames erregen wird. Fragt man nach der Ursache dieser Verschiedenheit, so liegt sie, glaube ich, hauptsächlich darin, daß viele römische Selbstmörder Männer von Bildung waren, die den Tod mit Ueberlegung wählten, indeß die meisten Selbstmörder unsrer Zeiten gemeine Menschen sind, welche entweder die Furcht vor Strafen, oder Mangel und Armuth, oder gekränkter Stolz, oder unbefriedigte Leidenschaften aus der Welt treiben. Aus diesem, an den römischen Selbstmördern bemerkbaren Sterben nun, auch noch im Tode einen gewissen Anstand zu behaupten, läßt sich, glaube ich, befriedigender erklären, warum mehrere den Hungertod wählten, als wenn man mit Meiners (s. dessen Vermischte philosophische Schriften B. II. S. 216.) annehmen wollte, daß das Verhungern in den wärmern Gegenden Italiens nicht so schmerzhaft sey, wie in unserm kälteren Himmelsstriche.

bracht, und es ist daher nur einen Augenblick lang Entschlossenheit nöthig, um sein Leben durch diese Todesarten zu endigen. Wer aber den Hungertod wählt, kann seinen Entschluß jeden Augenblick, kann ihn mehrere Tage hindurch ändern, und wird hierzu durch das mahnende Bedürfniß, dem er seine Befriedigung versagt, aufgefordert. Er hat Zeit seine That von allen Seiten zu betrachten, der Gedanke an Alles, was dem Leben Reitz giebt, kann wieder erwachen, und es ist leicht möglich, daß die Liebe zum Leben jetzt, da er im Begriff ist, es zu verlassen, in voller Stärke zurückkehrt. Daher verräth der Selbstmörder, der sein Leben durch Hunger endiget, eine Festigkeit des Willens und mithin eine Stärke der Seele, die gewiß zu den seltenern Erscheinungen gehört.

Ob wir schon einem Manne, dem ein unverdächtiger Zeitgenosse ein so ehrenvolles Zeugniß giebt, der den Tod mit ruhiger Ueberlegung wählt und bei der Ausführung seines Entschlusses eine seltene Festigkeit beweist, unsre Achtung nicht versagen können; so müssen wir doch seine That, sobald wir sie aus dem Gesichtspunkte der Moral und der Religion betrachten, mißbilligen. Wer den Tod wählt, um den Leiden, die ein krankhafter Körper verursacht, zu entgehen, handelt zuerst unweise. Kein Mensch ist sein ganzes Leben hindurch krank; auch in dem Leben derer, die mit einem siechen Körper behaftet sind, treten helle Zeitpunkte ein, wo sie wirken und genießen können. Eben deswegen aber ist es auch pflichtwidrig, das Leben zu verlassen, um dem Gefühle körperlicher Leiden zu entgehen; und dies um so mehr, wenn man einen gebildeten Geist besitzt, durch den man in jenen hellen Zwischenräumen wirken kann und weiß, daß man durch seinen Tod geliebte Personen betrübe. Beides war

beim Corellius der Fall. War er auch untüchtig zu den Geschäften des Lebens, konnte er auch nicht als Schriftsteller wirken; so war es ihm doch möglich, durch seine Unterredungen, durch seinen Rath in dem Kreise seiner Freunde und seiner Familie Nutzen zu stiften. Und da die Seinigen so sehr wünschten, daß er länger leben möchte, so sehr in ihn drangen, seinen Entschluß zu ändern; so mußte er bemerken, daß er ihnen auch noch in dem Zustande der Hülflosigkeit werth sey, und daß sie sein Tod innig betrüben müßte. Noch tadelswerther erscheint uns die That des Corellius, wenn wir sie aus dem Gesichtspunkte der Religion betrachten. Die Religion, indem sie an einen weisen und gütigen Urheber der Welt glauben lehrt, führt auf die Idee, daß die Leiden des Lebens, da viele derselben unvermeidlich aus der Einrichtung der Welt und der menschlichen Natur entspringen, einen Zweck haben, daß sie theils zur sittlichen Vervollkommnung dessen, den sie treffen, beitragen, theils andern Menschen Gelegenheit zur Tugendübung geben sollen. Wer sich daher durch das Gefühl des Schmerzes bestimmen läßt, das Leben freiwillig zu endigen, beweist nicht nur nicht die Unterwerfung und Ergebung in den Willen der Vorsehung, welche die Religion verlangt, sondern er verhindert es auch, so viel an ihm ist, daß die Zwecke der Leiden an ihm und an Andern erreicht werden.

Wie viel von den Grundsätzen, die der Mensch hegt, abhänge, davon kann man sich überzeugen, wenn man das Verhalten des Corellius mit dem unsers edeln Garve vergleicht. Auch Garve litt seit Jahren, litt an einem unheilbaren Uebel, litt vielleicht mehr, als Corellius, weil er nicht das Glück hatte, eine Familie zu besitzen, die Theil an seinen Leiden genommen hätte,

und bemüht gewesen wäre, sie zu lindern. Aber weit entfernt von dem Gedanken des Selbstmordes, trug er sein Leiden mit Geduld und Ergebung, und benutzte die lichten Zwischenräume zur Ausarbeitung seiner gemeinnützigen Schriften. Beide, Corellius eben so wie Garve, waren achtungswerthe Männer, die mit Vernunft und Ueberzeugung handelten; und doch ist das Verhalten des Einen so verschieden von dem Verhalten des Andern. Ohnstreitig liegt die Ursache dieser Verschiedenheit in der Verschiedenheit ihrer Grundsätze. Garve glaubte an eine Vorsehung, unter deren Leitung das Schicksal des Menschen stehe, deren Willen er sich unterwerfen müsse, glaubte, daß auch die Leiden des Lebens wohlthätige Absichten haben, war von der Unrechtmäßigkeit des Selbstmordes überzeugt. Anders scheint Corellius gedacht zu haben. Wenige Römer des Zeitalters, in dem er lebte, betrachteten das Leben aus dem Gesichtspunkte der Religion, die meisten waren überzeugt, daß der Mensch ein Leben, das ihm zur Last wird, verlassen, einen Körper, der ihm seine Dienste versagt, von sich werfen dürfe *). Jeder Mensch steht, bald mehr, bald weniger, unter dem Einflusse der herrschenden Grundsätze seines Zeitalters; und es kann uns daher nicht befremden, wenn sie auch auf das Gemüth des Corellius wirkten. Dieser Bemerkung dürfen wir bei der Beurtheilung der Menschen und ihrer Handlungen nicht vergessen, wenn wir gerecht seyn und sie nicht nach Grundsätzen, die ihnen fremd waren, richten wollen.

*) Seneka im 59sten Briefe gegen das Ende erklärt dies mit deutlichen Worten.

II.

Selbstmord aus Furcht wahnsinnig zu werden *).

Clooß, Hofgerichts-Assistenzrath des Ostpreußischen Hofgerichts zu Insterburg, war, nach der Versicherung eines seiner Freunde, ein Mann von Verstand, Witz, Gelehrsamkeit, Redlichkeit und außerordentlicher Lebhaftigkeit, hatte in ansehnlichen Aemtern gestanden und dem Staate wichtige Dienste geleistet. Seine Physiognomie, erzählt eben dieser Freund, war auffallend, ein großes, dunkles, sehr lebhaftes Auge, das nur darum mißfiel, weil es oft einen unterdrückten Gedanken zuzudecken schien und eben so oft Wildheit wegstrahlte, ein unangenehmer weiter Mund, eine große, hart heraussstehende Nase; dies waren die Züge, welche sein Aeußeres auszeichneten.

Dieser Mann fühlte Anwandlungen des Wahnsinns, sah sich außer Stand gesetzt, den Pflichten seines Amtes Gnüge zu leisten und fürchtete, daß er über kurz oder lang den Gebrauch des Verstandes gänzlich verliehren möchte. Und diese Furcht war nicht unge-

*) Nachstehende Erzählung ist entlehnt aus Moritz Magazine zur Erfahrungsseelenkunde. B. I. St. III. S. 32-45.

gründet, denn seine Arbeiten waren, wie sein Freund versichert, nichts, als mühsam erdachte Grübeleien, und glichen dem vorsätzlichen Bestreben, dem wahren Gesichtspunkte durch Trugschlüsse auszuweichen. Wenn man sie las, so fand man Fleiß darin und Scharfsinn, zugleich aber auch die gesuchteste Sophisterei und unaufhörliche Distinktionen, deren Verkettung die Wahrheit fast unvermerkt aus der Bahn schob.

Es konnte nicht fehlen, seine Arbeiten mußten das Kollegium, dessen Mitglied er war, befremden, und da er noch überdies wegen öfteren Indispositionen in Rückstände kam, so sah man sich genöthiget, ihn von Zeit zu Zeit freundschaftlich zu erinnern. Bei Gelegenheit einer solchen Erinnerung, acht Monate vor seinem Tode, äußerte er, er sehe es recht wohl ein, daß seine Arbeiten unbrauchbar wären, er fühle es, daß sein Kopf unfähig zum Arbeiten sey, und, wenn sich dies nicht bald ändere, so müsse man einen andern Entschluß fassen.

Die Furcht, er werde den Gebrauch seines Verstandes gänzlich verliehren, wuchs immer mehr und mehr, es gesellte sich hierzu theils das lästige Gefühl, das aus der Unfähigkeit zur Verrichtung der Geschäfte entspringt, theils die Besorgniß, er möge den Seinigen zur Last werden, und diese vereinigten Ursachen führten den Entschluß, freiwillig zu sterben, herbei. Doch gehörte er keineswegs unter die Zahl der Leichtsinnigen, die sich, sobald ihnen die gegenwärtige Art ihres Daseyns lästig ward, dem Tode in die Arme warfen, ohne an die Wichtigkeit des Schrittes, den sie thun wollten, zu denken. Nein, er gieng mit Ueberlegung zu Werke, und versuchte es, sich Rechenschaft von seinem Beginnen zu geben. Ich glaube

dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn ich einige der wichtigsten Stellen aus dem nach seinem Tode gefundenen Aufsatze, in welchem er dies zu thun versucht hatte, hierhersetze.

„Es hat, schreibt er, dem Allmächtigen gefallen, meinen Verstand zu schwächen, meine Denkkraft zu zerrütten und mich zur Erfüllung meiner Pflichten unfähig zu machen. — Mein Blut wallt seit der Zeit in verzweifelnden Schlägen und ich muß ihm Luft machen. — Wie? ich bekleide einen Dienst — ich schände ihn, indem ich seinen Pflichten nicht gnüge. Ich hindere einen bessern Menschen ihn würdiger zu bekleiden. — Dies kleine Brod, über das ich klagen müßte, daß es mich und mein Haus nicht ernähren kann, auch dies verdiene ich nicht, auch dies esse ich mit Sünden. Und ich athme noch? — Ja eine Gattin und ein Kind, das mir sein Daseyn vorrückt, erfordern meine Vorsorge — aber ihr wißt nicht, ihr meine Angehörigen, daß, wenn mein unglückliches Wesen nicht plötzlich aufgelöst wird, meine geschwächten Geisteskräfte euern Beistand erfordern, und ich euch, statt zur Hülfe, zur Last seyn werde. Besser, daß ich bei Zeiten ein Opfer meines Unglücks werde, als daß mein Stand, wenn die Täuschung noch länger währte, die letzten Pfennige des Erbtheils meiner armen Gattin aufzehrte. — Wie sehr hat mir jede kleine Post, die ich davon zu Bedürfnissen, die gemein waren, aufnehmen mußte, weh gethan, ohne daß meine Gattin meine Thränen verursacht oder gesehen hat. — Es ist Pflicht für jeden, das zu thun, was ihm am zuträglichsten ist; das fordert die Vernunft, dasselbe die Religion. — Mein Leben, so wie es jetzt ist, ist ein thierisches, vernunftloses Leben, es gnügt nicht seiner Bestimmung, nicht seinen Pflichten. Ein pflicht-

widriges Leben ist für mich moralischer Tod, und dieser ärger, als der physische."

In einem einige Monate später geschriebenen Aufsatze liest man Folgendes:

„Ich setze die Gedanken auf, die ich schon vor einigen Wochen hatte, meinem unglücklichen Leben ein Ende zu machen, und mein Herz recht vor mir selbst auszuleeren und zu ergründen. — Täuschende Hoffnungen eines erträglichen Zustandes setzten meine verzweifelnden Entschließungen bisher aus. — Nun habe ich noch das liebe Kind verlohren. — Ich Unsinniger! ganz widersinnig schmerzt mich sein Verlust, da ich doch Gott preisen sollte, ihn allen Leiden entrückt, meinen Sorgen ihn entnommen zu haben. — Mein Hoffen ist vergebens gewesen, mein Kopf versagt mir noch die kleinsten Dienste und die läppischsten Beschäftigungen wollen ihm nicht gelingen. — Jetzt ist es Zeit, den unglücklichen Lebensfaden zu zerreißen, jetzt, da meine Gattin von der Sorge für ein verwais'tes Wesen frei ist, bevor noch täuschende Augenblicke einer berauschenden Freude mich dahin führen, Abkömmlinge meines jetzigen trauervollen Zustandes in die Welt zu setzen. Und welch ein quälender Vorwurf, der Urheber des Unglücks Andrer zu seyn!

So blute denn dein Herz, armes Weib, einmal muß es doch bluten, und gewiß länger, gewiß gefährlicher, wenn meines nicht verbluten sollte. — Mein Kopf sollte meine und deine einzige Stütze seyn, hört er auf, es zu seyn, so wird er Last mir und dir — und was hilft ein Herz ohne Kopf, eine Larve ohne Gehirn deinem unglücklichen Gefährten? — Dies sey dein Trost, du verliehrst keine Stütze, sondern

eine Bürde, und er läßt dir wenigstens keine Erben seines Elendes zur Last."

Aus dem letzten Aufsatze, den er am Tage seines Todes niedergeschrieben hatte, setze ich noch folgende Stellen hierher:

„Nicht meinem Eide kann ich gerecht werden, denn der Kopf schwärmt, stockt, wenn er seinen Pflichten nachgehen soll, Partheien, deren Zutraun, deren Gerechtsame mir heilig seyn sollen, leiden, und ich schände durch eine unwillkührliche Unthätigkeit ein ansehnliches Kollegium, dessen Mitglied ich geheißen habe. — Ich soll meine Gattin versorgen und die Quelle meiner Erhaltung versiegt. — Ich war der Stolz meiner Verwandten und ich soll nun ihre Schande werden. — Was bleibt mir Armen noch übrig? Nichts, als hinzukehren, wo ich herkam. — Es ist nicht Standhaftigkeit der Seele, dieser Entschluß, wiewohl man Weise darum für weise gehalten, weil sie ihn ergriffen haben. Aber es ist Noth, die meine Seele aus dem Cirkel drängt, worin sie bisher als ein Fremdling gewandelt hat. — Du wirst sie nicht darum verwerfen, mein Gott! und solltest du sie in Staub und Asche, gleich der zerbrechlichen Hülle verwandeln, so ist ihr Schicksal erträglicher, als Schande und Nachtheil einem ganzen Staate, oder doch einer ganzen Familie, deren Wohl dem Beherrscher der Menschen mehr, als das Wohlseyn eines Menschen am Herzen liegen muß, Jahre lang zu verursachen.

Man ergründe meine jetzigen Geisteskräfte, besonders wenn sie auf Arbeiten, die mein Fach sind, angewandt werden, man wird finden, daß sie so wenig, als gar nichts, leisten. Der Kopf verliehrt sich in

Grübeleien, in dem Wunsche Alles recht zu machen, und in der Besorgniß, die die Folge begleitet, nichts Vernünftiges hervorzubringen. Man balancire dagegen den großen Umfang meiner Pflichten — und wie richtig wird der Schluß: daß zum Tollseyn nichts übrig bleibt. — Ist's nun nicht vernünftiger, der Rechnung ein Ende zu machen, als die unvermögenden Geisteskräfte mit mehrern Schulden zu häufen?"

An eben dem Tage, an welchem er diesen Aufsatz niedergeschrieben hatte, veranlaßte er seine Gattin in die Kirche zu gehen, nahm während der Zeit, daß sie entfernt war, ein Scheermesser, schnitt sich in den Hals und verfehlte den Tod. Er öffnete sich die Halsadern und verfehlte ihn noch; darauf trat er an's Fenster, sah seine Gattin aus der Kirche zurückkommen, nahm einen Hirchfänger und durchstieß sich die linke Herzkammer.

Merkwürdig ist diese Erzählung, theils weil ihr Held ein achtungswerther Mann war, in seinen letzten Absichten so edle Gesinnungen ausdrückt und das offenherzige Geständniß ablegt, daß sein Entschluß nicht Standhaftigkeit, sondern das Werk der Noth sey, theils weil sie ein bemerkenswerthes Beispiel von dem Einflusse der Empfindungen auf den Willen und des Willens auf den Verstand enthält. Eine traurige, aus einem Hange zur Melancholie entsprungene Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse hatte sich seines Gemüthes bemächtiget, und den Wunsch nach einem baldigen Tode herbeigeführt. Dieser Wunsch äußert den bemerkbarsten Einfluß auf den Verstand, und bestimmt ihn, Alles aufzusuchen, was den freiwilligen Tod, unter diesen Umständen, rechtfertigen und ihn in Uebereinstimmung bringen kann, mit den Grundsätzen der Moral und der Religion.

Eine Beurtheilung der That selbst aber aus dem Gesichtspunkte der Moral und der Religion scheint unzuläßig zu seyn, da sie höchstwahrscheinlich nicht sowohl aus der Furcht vor dem Wahnsinne, als vielmehr aus einer schon vorhandenen melancholischen Stimmung entsprang. Denn daß Clooß einen natürlichen Hang zur Melancholie hatte, läßt theils der von seinem Freunde erwähnte Umstand, daß seine Mutter wahnsinnig war und es zu der Zeit ward, da sie ihn gebohren hatte, theils sein wildstrahlendes Auge vermuthen, und daß er an dem Tage, da er sich entleibte, seiner nicht völlig mächtig gewesen sey, beweist sein letzter Aufsatz, an welchem Spuren einer schon vorhandenen Verwirrung der Begriffe bemerkbar sind. Es war mithin seine That keine That, sie war nicht das Werk der Freiheit, sondern der unaufhaltbaren Nothwendigkeit, und kann mithin nicht vor den Richterstuhl der Moral gezogen werden.

III.

Selbstmord aus Menschenliebe.

Nur wenige Monate hatte Otho auf dem römischen Kaiserthrone gesessen, als die Soldaten, in deren Händen damals das Schicksal des Staates lag, eine Empörung erregten. Die Legionen in Deutschland riefen ihren Feldherrn, Vitell, zum Kaiser aus, und dieser, geblendet durch den Glanz der Krone, machte alle Anstalt, sich in den unrechtmäßigen Besitz der Würde, die ihm seine Soldaten zugetheilt hatten, zu setzen, und schickte seine Unterbefehlshaber, Fabius Valens und Alienus Cäcina, an der Spitze eines Heeres, über die Alpen. Otho rückte dem Heere seines Nebenbuhlers entgegen, und trug in wenig Tagen, durch Hülfe seiner Feldherrn, Suetonius Paullinus und Manius Celsus, einen dreifachen Sieg über die Rebellen davon. Bald aber vereinigten sich die beiden feindlichen Heere, die bisher getrennt gewesen waren, und es war bedenklich, dieser vereinigten Macht ein neues Treffen zu liefern. Ob man daher gleich dem Otho rieth, den Krieg in die Länge zu ziehen, so drang er doch, da er dem Ausgange desselben mit Ungeduld ent-

gegen sah, auf eine entscheidende Schlacht, welche auch bei d m Dorfe Bedriakum, zwischen Verona und Cremona, geliefert ward.

Otho, der in Brixellum zurückgeblieben war (ich fahre nun mit Tacitus Worten in meiner Erzählung fort *)), hatte schon seinen Entschluß gefaßt, und erwartete die Nachricht von dem Ausgange des Treffens ohne Furcht. Es verbreiteten sich zuerst traurige Gerüchte, bis die Ankunft der Fliehenden den gewissen Verlust der Schlacht kund machte. Die Soldaten, die ihren Kaiser liebten und noch einmal zu streiten begehrten, warteten nicht bis er redete, sondern riefen ihm zu, er solle gutes Muths seyn, er habe noch Macht genug und sie wären bereit, das Aeußerste zu wagen. Und dies war nicht Schmeichelei; sie brannten wirklich vor Begierde, noch einmal zu streiten und das Kriegsglück zu versuchen. Die, welche von Ferne standen, breiteten die Arme nach ihm aus, die, welche ihm nahe waren, umfaßten seine Knie, und besonders erklärte Plotius Firmus, daß er bereit sey, Alles für ihn zu thun. Dieser Präfektus Prätorii bat ihn zu wiederholten Malen, er möge doch seine treue Armee und die Krieger, die sich so sehr um ihn verdient gemacht hätten, nicht verlassen, es sey größer, das Unglück zu ertragen, als zu fliehen, tapfere und muthige Männer hielten auch dann noch die Hoffnung fest, wann ihnen das Glück widerstrebe, indeß der Furchtsame und Muthlose durch die Furcht zur Verzweiflung gebracht werde. Je nachdem Otho während dieser Rede

*) s. Historiar. L. II. c. 46-49. mit welcher Erzählung Sueton s. Vitam Othonis c. 10-11. und Plutarch s. Vitam Othonis c. 15 sq. vol. VI. ed. Hutten p. 397 sq. übereinstimmen.

den Blick senkte oder hob, erscholl von den Soldaten bald Freuden- bald Klaggeschrei. Und nicht nur die Prätorianer, welche vorzüglich am Otho hiengen, äußerten diese Gesinnungen, sondern es brachten auch die vorausgesendeten Mösier die Nachricht, die ganze Armee zeige eben diese Standhaftigkeit, und die Legionen wären in Aquileja eingerückt, so daß Niemand zweifeln kann, ob Otho im Stande gewesen sey, den schrecklichen, traurigen Krieg, dessen Ausgang für den Sieger und den Besiegten gleich ungewiß war, zu erneuern.

Aber Otho, der schon entschlossen war, den Krieg nicht fortzusetzen, sagte: „Ich würde den Preis meines Lebens zu hoch anschlagen, wenn ich euern Muth und eure Tapferkeit neuen Gefahren aussetzen wollte. Je mehr ihr mir Hoffnung gebt, wenn ich noch länger leben wollte, desto ruhmvoller ist es, jetzt zu sterben. Ich habe mich mit dem Glücke versucht. Fragt nicht wie lange ich Kaiser gewesen bin. Es ist schwer ein Glück mit Mäßigung zu genießnn, von dem man voraussieht, daß man es nicht lange genießen werde *). Vitell war der Urheber des Bürgerkriegs, er begann den Kampf über die Herrschaft; ich entsage ihr und will nicht, daß mehr, als einmal, Bürgerblut fließe. Dies sey mein Ruhm bei der Nachwelt. Vitell mag glücklich leben mit seinem Bruder, seinem Weibe und Kindern; ich brauche weder Rache noch Trost. Sey es, daß Andere die Kaiserwürde länger, als ich, bekleideten; keiner soll ihr mit mehr Muth entsagt haben. Soll ich so viele römische Jünglinge, eine so zahlreiche, treffliche Armee wieder zum Schlachtfelde

*) Otho war, da er starb, nach Einigen 90, nach Andern 95 Tage Kaiser gewesen.

führen und dem Staate entreißen? Ich nehme die Ueberzeugung mit mir, daß ihr für mich gestorben seyn würdet. Laßt uns scheiden; ein längeres Verweilen könnte euch gefährlich werden und meinen Entschluß erschüttern. Es würde von Muthlosigkeit zeugen, wenn ich noch länger vom Tode reden wollte. Der sicherste Beweis, daß ich gern und willig den Tod wähle, sey euch dies, daß ich mich über Niemanden beklage; denn nur der klagt die Götter und die Menschen an, der noch länger zu leben wünscht."

Nachdem er dies gesagt hatte, sprach er freundlich mit jedem, den sein Alter oder seine Würde auszeichnete, und vermochte die Jünglinge durch sein Ansehen, die Greise durch Bitten, eilends abzureisen, um nicht den Zorn des Siegers durch Zögern zu vermehren. Aus seiner Miene sprach Ruhe, seine Rede war fest und furchtlos, sein Bemühen gieng darauf hin, die unzeitigen Thränen seiner Freunde zu mäßigen. Den Abreisenden ließ er Schiffe und andere Fahrzeuge geben, vernichtete alle Schriften und Briefe, die entweder Anhänglichkeit an ihm verriethen, oder Schmähungen gegen den Vitellius enthielten; theilte Geld aus, aber mit Mäßigung, nicht wie einer, der im Begriff ist, zu sterben. Dann tröstete er den Salvus Coccejanus, den Sohn seines Bruders, einen angehenden Jüngling, der angstvoll und bekümmert der Zukunft entgegensah, indem er seine Liebe zu ihm lobte, seine Furcht mißbilligte, und erinnerte, Vitellius werde nicht so hart seyn, daß er, dessen ganze Familie nun in Sicherheit komme, nicht einmal einem seiner Anverwandten verzeihen sollte. Durch seinen freiwillig beschleunigten Tod, setzte er hinzu, erwerbe er sich Ansprüche auf die Verzeihung des Siegers, da er nicht aus Verzweiflung den Tod wähle, sondern zu

einer Zeit, wo ihn die Armee zu einem erneuerten Treffen aufforderte, den Entschluß gefaßt habe, seinem Vaterlande ein neues Unglück zu ersparen. Er habe, fuhr er fort, seinen Namen und seine Familie groß genug gemacht, denn, außer den Juliern, Claudiern und Serviern, sey er der Einzige, der die Regierung an eine Privatfamilie gebracht habe. — Auf diese Weise ermunterte er seinen Neffen, Muth zu fassen und zu leben, und bat ihn, es nie zu vergessen, daß Otho der Bruder seines Vaters gewesen sey, aber auch nicht zu oft seiner zu gedenken.

Hierauf entfernte er alle seine Freunde und ruhete ein wenig. Aus seiner letzten Betrachtung des Todes aber ward er durch einen plötzlich entstandenen Tumult der Soldaten aufgeschreckt. Sie droheten nemlich jedem, der fortgehen würde, den Tod, und kehrten ihre Gewaltthätigkeiten besonders gegen den Virginius, den sie in seinem Hause belagerten. Otho schalt die Urheber des Aufstandes und unterredete sich mit den Fortgehenden, bis sie alle unverletzt abgereist waren. Gegen Abend stillte er seinen Durst durch einen Trunk frisches Wasser. Dann ließ er zwei Dolche bringen, probirte sie und legte den einen unter sein Haupt. Nachdem er, auf sein Befragen, erfahren hatte, daß alle seine Freunde abgereist waren, brachte er die Nacht ruhig und, wie man versichert, nicht schlaflos zu. Sobald der Morgen anbrach, bohrte er den Dolch in seine Brust. Als man das Röcheln des Sterbenden vernahm, giengen seine Freigelaßnen, seine Sklaven und Plotius Firmus, der praefectus praetorii, hinein, und fanden eine einzige Wunde. Bald ward sein Leichenbegängniß gehalten; denn darum hatte er gebeten, weil er fürchtete, der Sieger möchte ihm den Kopf abhauen lassen und ihn im Tode noch

verhöhnen. Die cohortes praetoriae trugen ihn, rühmten ihn, beweinten ihn und küßten seine Wunde und seine Hände. Es ward ihm ein dauerndes, wenn auch prachtloses Grabmal errichtet.

Nicht leicht wird jemand diese Erzählung, ohne Theilnahme und Bewunderung gegen ihren Helden zu empfinden, lesen, wenn er auch die That selbst nicht billigen kann, und, indem er bis zu den letzten Ursachen derselben zurückgeht, findet, daß sie theils aus einer fehlerhaften Richtung des Charakters, theils aus den herrschenden, irrigen Grundsätzen des Zeitalters, dem Otho angehörte, entsprungen sey. In einem Alter von 37 Jahren, wo der Mensch noch mit so vieler Innigkeit an dem Leben zu hängen pflegt, umringt von einer Armee, die bereit ist, den Kampf für eine kaum errungene und eben deswegen doppelt theure Krone zu erneuern, das Leben freiwillig zu verlassen, um Menschenleben zu schonen und dem unglücklichen Bürgerkriege ein Ende zu machen, zeugt eben sowohl von einem edeln, wohlwollenden Herzen, als von Muth und Entschlossenheit. Wäre dem Kaiser jeder Ausweg verschlossen gewesen, wäre ihm nach der Schlacht bei Bedriakum nichts übrig geblieben, als sich dem stolzen Feinde zu unterwerfen; dann würde sein freiwilliger Tod weniger Aufmerksamkeit verdienen, dann hätte er etwas gethan, das sehr Viele thaten, die einem stolzen Sieger in die Hände zu fallen fürchteten. Aber er konnte ja das Glück noch einmal versuchen, er konnte noch eine Schlacht liefern; der Ausweg, den er wählte, blieb ihm immer noch offen. Man muß daher annehmen, daß seine That wirklich aus dem Wunsche floß, Menschenleben zu schonen und einen unglücklichen Bürgerkrieg mit einem Male zu beendigen. Und wollte man auch behaupten, der Gedanke

an den Nachruhm, den ihm die freiwillige Entsagung der Herrschaft erwerben werde, sey ein mitwirkender Beweggrund bei seiner Handlung gewesen, so wird doch dadurch unsre Achtung gegen den Kaiser nicht vermindert, da gewiß nur ein edles Gemüth so von dem Gedanken des Nachruhms begeistert werden kann, daß es fähig wird, ihm das Leben und die Hoffnung auf den befestigten Besitz einer Krone aufzuopfern.

Hätte Otho in der That kein anderes Mittel in Händen gehabt, den verderblichen Bürgerkrieg zu beendigen, als das, welches er wählte, so würde seine That nicht nur zu den edelsten und bewundernswürdigsten, deren die Jahrbücher der Geschichte gedenken, gehören, sondern auch über jeden Tadel, selbst der strengsten Sittenlehrer, erhaben seyn. Allein es gab wirklich noch einen andern Ausweg, und der Grund davon, daß ihn Otho nicht wählte, lag doch theils in einem fehlerhaften Zuge seines Charakters, theils in den irrigen Grundsätzen seines Zeitalters. Otho konnte den Thron verlassen, ohne zugleich das Leben von sich zu werfen, konnte in einen verborgenen Winkel der Erde fliehen, oder, wenn dies nicht möglich war, sein Schicksal dem Sieger überlassen und erwarten, was dieser über ihn verhängen würde. Auf diese Weise hätte er seinen edeln Zweck, die Flamme des Bürgerkriegs auszulöschen, erreicht, ohne die Pflicht der Erhaltung des Lebens zu verletzen. Und so zu handeln, gebot die wahre Weisheit, die es dem Menschen zur Pflicht macht, sich in jede Lage des Lebens zu fügen, unverschuldete Erniedrigungen mit Geduld zu ertragen, und den Platz, den uns die Vorsehung anwies, nicht ungerufen zu verlassen. Daß aber Otho diese Handlungsweise nicht wählte, bewirkten theils der Stolz, der den Anblick des Siegers nicht ertragen will und

Erniedrigungen fürchtet, und mithin ein fehlerhafter Charakterzug, theils die in jenem Zeitalter herrschenden Grundsätze, welche dem Menschen ein Recht, eigenmächtig über sein Leben zu entscheiden, zuschrieben. Der Zweck, den Otho zu erreichen strebte, war gut und edel, und der Mann, der einen solchen Zweck mit so vieler Aufopferung erringen konnte, verdient unsre Achtung und Bewunderung; allein die Wahl des Mittels ward durch Irrthum und einen fehlerhaften Charakterzug veranlaßt und kann mithin nicht gebilliget werden, ob sie schon Entschuldigung verdient, sobald man den Einfluß berücksichtiget, den herrschende Grundsätze des Zeitalters auf das Gemüth äußern, und es erwägt, daß die Römer jener Zeiten den Selbstmord für keine unerlaubte Handlung erklärten und daß eben der Stolz, der lieber den Tod wählt, ehe er Demüthigungen erträgt, für eine Tugend gehalten, und daß viele Römer, die den Tod blos deswegen gewählt hatten, um sich keinem Sieger unterwerfen zu dürfen, von der Nation als achtens- und bewundernswerthe Männer gepriesen wurden.

IV.

Selbstmord durch übermäßigen Lebensgenuß bewirkt.

Prius disce, quid sit vivere.
Terenz.

Damer *), ältester Sohn des Lord Milton, war fünf und dreißig Jahr alt, als er, übersättiget von den Genüssen des Lebens und veranlaßt, durch eine Verlegenheit, in die er sich selbst gestürzt hatte, den Tod mit eben dem Leichtsinne wählte, der sein Leben auszeichnete. Die Natur hatte ihm eben sowohl Talente verliehen, die ihn, wären sie ausgebildet worden, zu einem brauchbaren Manne machen konnten, als auch ein feines und reges Gefühl in sein Herz gelegt, welches der Umstand beweist, daß er einen großen Theil seines Vermögens auf Freunde, die er in Noth sah, verwendete. Auch das Glück hatte ihn nicht wenig begünstiget; denn, außerdem daß sein Vater ein sehr ansehnliches Vermögen besaß, hatte er die einzige Tochter des General Conway, eine äußerst reiche Erbin, geheurathet. Allein eine unerhörte Liebe zur Ver=

*) Diese Erzählung ist entlehnt aus Zimmermann's Schrift Ueber die Einsamkeit Th. III. S. 178 fg.

schwendung und ein ungeregelter Hang zum Vergnügen, machte sowohl diese Begünstigungen des Glücks, als auch jene Geschenke der Natur, unwirksam, und führte ihn seinem Unglücke entgegen. Sein Haus, seine Wagen, seine Pferde, seine Kleidung übertraf Alles, was man in London sah, durch ihre Pracht und Eleganz, so daß seine beträchtlichen Einkünfte bei weitem nicht hinreichten, diesen Aufwand zu bestreiten. Da er überdies wohlthätig war und seine Freunde durch ansehnliche Summen unterstützte, so sah er sich genöthiget, Schulden zu machen, und erborgte in kurzer Zeit die Summe von hundert und zwanzig tausend Pfund Sterling. Als er sich außer Stand gesetzt sah, seine Gläubiger zu befriedigen, brachte ihn seine Lage zur Verzweiflung. Er gieng in ein bekanntes Hurenhaus, ließ vier Damen von diesem Gelichter dahin kommen und brachte verschiedene Stunden, wie es schien, mit der größten Lustigkeit in ihrer Gesellschaft zu. Um Mitternacht bat er die Damen, sich zu entfernen, und zwei Minuten hernach zog er eine Pistole, die er den ganzen Nachmittag bei sich getragen hatte, aus der Tasche und erschoß sich. Wenig Tage vorher hatte er an seinen Vater geschrieben und ihm seine ganze Lage entdeckt. In eben der Nacht, wo er sich erschoß, war der unglückliche Vater nach London gekommen, um die Schulden seines unglücklichen Sohnes zu bezahlen.

Wäre nichts, als Verschwendung und die aus ihr entspringende Furcht, seine Gläubiger nicht befriedigen zu können und sich der Schande, die den insolventen Schuldner trifft, Preis zu geben, die Ursache dieses Selbstmordes gewesen, so wäre es kaum der Mühe werth, ihn hier zu erwähnen, da es etwas sehr Gewöhnliches ist, daß sich Menschen ohne Grundsätze,

wenn sie sich außer Stand gesetzt sehen, ihre Schulden zu bezahlen, das Leben nehmen. Es scheint aber, als ob die Verlegenheit, in welcher sich Damer befand, nur die nächste Veranlassung, ein aus übermäßigem Genusse entsprungener Lebensüberdruß aber, die eigentliche Ursache seines Selbstmordes gewesen sey. Denn daß in der That die Furcht, er möge seine Gläubiger nicht befriedigen können, nicht die hauptsächlichste Ursache seiner That war, wird dadurch höchst wahrscheinlich, daß theils seine Frau einer reichen Erbschaft entgegensah, theils daß er selbst einen Vater hatte, der seine Schulden tilgen konnte. Wäre nicht ein anderer Beweggrund wirksam gewesen, so würde er sich gewiß erst an diesen gewendet und dann erst, wann ihm dieser Versuch mißlungen war, jenen verzweifelten Schritt gethan haben. Daher scheint es, als ob man annehmen müsse, daß die eigentliche Ursache seiner That ein übermäßiger Genuß des Lebens gewesen sey. Und daß dieser zum Lebensüberdrusse und mithin zum Selbstmorde führen könne, ist gewiß. Wer sich unaufhörlich in dem Kreise sinnlicher Genüsse herumtreibt, verliehrt nach und nach den Sinn für Alles, was das Herz und den Verstand angeht, verlernt es eben sowohl das Leben aus einem höhern Gesichtspunkte zu betrachten, als auch sich mit Gegenständen zu beschäftigen, die seine genußleeren Stunden ausfüllen könnten. Ein übermäßiger Genuß führt unausbleiblich Ekel herbei, und da nun der Mensch, der nur sinnliche Freuden kannte, sobald ihn diese nicht mehr befriedigen, sich weder an seinen Geist, noch an sein Herz halten kann, und mithin nichts hat, was ihn befriedigen und das Leben wünschenswerth machen könnte, so ist nichts natürlicher, als daß, wenn besonders äußere unangenehme Verhältnisse hinzukommen, Ueberdruß des Lebens entsteht. Und dieser durch übermäßigen Genuß

und Ausschweifungen verursachte Lebensüberdruß kann um so leichter zum Selbstmorde führen, da es ein Mensch, der längere Zeit hindurch von der Sinnlichkeit beherrscht ward, längst verlernt hat, das Leben aus dem Gesichtspunkte der Moral und der Religion zu betrachten, und mithin der Grundsätze ermangelt, die den Menschen bestimmen können, auch ein lästiges Leben zu ertragen.

Einen in der That merkwürdigen Beleg zu der Erfahrung, daß herrschende Sinnlichkeit den Menschen zur größten Frivolität leitet, und ihn unfähig zu allem ernsten Nachdenken macht, liefert die Art und Weise, wie Dame seine letzten Stunden verlebte. Jeder Mensch, der nur einiges ernsten Nachdenkens fähig ist, wird die letzten Stunden sich zu leben wünschen, wird einen Blick auf die That, die er vollbringen will, werfen, und sich fragen, wohin der dunkle Pfad, den er zu betreten im Begriff ist, führe. Aber in Damers Gemüthe mußte, da er die letzten Stunden seines Lebens in der Gesellschaft von Buhlerinnen vertändeln konnte, Leichtsinn und Frivolität jedes ernste Nachdenken unmöglich gemacht haben.

V.

Selbstmord aus Lebenssättigung.

„Als ich, erzählt Valerius Maximus *), mit dem Pompejus Kleinasien bereiste, kamen wir auch in die Stadt Julis auf der Insel Ceos. Hier hatte eine vornehme Matrone, die ein sehr hohes Alter erreicht, beschlossen, Gift zu nehmen, nachdem sie vorher ihren Mitbürgern von den Gründen, die sie zu diesem Schritte bestimmte, Rechenschaft gegeben hatte. Da sie glaubte, daß ihr Tod durch die Gegenwart des Pompejus gleichsam verherrlicht werden würde, ließ sie ihn bitten, zu ihr zu kommen. Dieser große Mann, der sich, wie durch alle Tugenden, so auch durch Humanität auszeichnete, schlug ihr diese Bitte nicht ab. Er kam, und nachdem er sich lange vergebens bemüht hatte, sie durch die sanfte Gewalt der Beredtsamkeit von ihrem Vorhaben abzubringen, mußte er es endlich geschehen lassen, daß sie ihren Entschluß in's Werk setzte. Sie hatte ihr neunzigstes Jahr beschlossen und ihr ganzes Leben hindurch die reinste Tugend geübt. Sie saß auf ihrem Sopha, welches, so viel wir es beurtheilen

*) s. L. II. c. VI. N. 8.

konnten, besser, als gewöhnlich, geschmückt war, hatte sich auf den Arm gestützt und sagte: „Mögen es Dir, mein Pompejus, mehr die Götter, die ich verlasse, als die, zu denen ich jetzt gehe, vergelten, daß Du mich so dringend, noch länger zu leben, aufgefordert hast und jetzt Zeuge meines Todes seyn willst. Stets ist mir Fortuna günstig gewesen, und damit sie nicht, wenn ich allzulange leben wollte, aufhören möge, es zu seyn, will ich, die ich zwei Töchter und sieben Enkel hinterlasse, als eine Glückliche endigen und den Rest meines Lebens freiwillig hingeben." Hierauf ermahnte sie die Ihrigen zur Einigkeit, theilte ihr Vermögen unter sie aus, und nachdem sie ihrer ältesten Tochter die Sorgen für die sacra domestica übergeben hatte, ergriff sie den Giftbecher mit fester Hand. Als sie hierauf dem Merkur geopfert und ihn gebeten hatte, er möge sie auf ebenem Wege in den glücklichen Theil der Unterwelt leiten, schlürfte sie gierig den Todestrank. Sie bezeichnete die Theile des Körpers, über welche sich das Erstarren verbreitete, und nachdem sie gesagt hatte, daß es schon die Eingeweide ergriffen habe und nun bald das Herz beschleichen werde, ergriff sie die Hände ihrer Tochter, um anzudeuten, daß sie ihr den letzten Dienst erweisen und die Augen zudrücken möchte. — Wir, die wir zugegen waren, erstaunten über dies neue Schauspiel und konnten uns der Thränen nicht enthalten."

Zwei Umstände sind es, welche diese Erzählung bemerkenswerth machen. Zuerst stellt sie ein recht auffallendes Beispiel einer, von der unsrigen gänzlich verschiedenen Beurtheilung des Selbstmordes dar. Die Matrone, von welcher Valerius erzählt, macht gar kein Geheimniß daraus, daß sie zu sterben beschlossen habe, benachrichtiget vielmehr ihre Mitbürger von

ihrem Vorhaben und legt ihnen die Gründe dar, durch welche sie zu diesem Schritte bestimmt werde. Man findet ihre Gründe hinreichend, (und diese waren doch, wie sich aus der ganzen Erzählung schließen läßt, keine andern als die, daß sie genug gelebt habe und als eine Glückliche endigen wolle,) und sie tödtet sich mit Vorbewußt ihrer Mitbürger, im Kreise ihrer Familie, in Gegenwart eines angesehenen Fremden. Kein Mensch unsrer Zeiten würde es wagen, einen solchen Entschluß bekannt zu machen, weil er weiß, daß man ihn allgemein mißbilligen, und die Ausführung desselben, so viel als möglich, verhindern würde. Ja wenn wir auf einen Menschen treffen, der im Begriff ist, sich zu tödten, so suchen wir ihn nicht blos durch Vorstellungen, sondern auch, wenn diese nichts ausrichten, durch Gewalt von seinem Vorhaben zurückzuhalten, und der Staat hält sich sogar für berechtiget, den attentirten Selbstmord zu bestrafen. Ob wir schon nicht angeben können, welche Ursachen es bewirkten, daß die Bewohner der Insel Ceos den Selbstmord auf eine, unsern Grundsätzen so sehr widersprechende Weise beurtheilten, da wir mit ihrer Religion, ihren Sitten und ihrer Verfassung zu wenig bekannt sind, so bleibt doch eine solche Verschiedenheit immer bewundernswerth.

Der zweite Umstand, durch welchen die hier mitgetheilte Erzählung merkwürdig wird, ist der, daß sie ein Beispiel eines Menschen enthält, welcher den Tod blos deswegen wählte, weil er des Lebens müde war, weil er genug gelebt zu haben glaubte. Man hat zuweilen behauptet, der natürliche Trieb zum Leben könne nie ersterben, wenn der Mensch zuweilen den Tod wünsche, so geschehe es blos deswegen, weil ihm die Vernunft sage, der Tod sey für ihn besser,

als

als das Leben, und wenn sich Manche tödteten, so thäten sie es blos entweder in dem Zustande des Wahnsinns, oder in dem einer wilden, nahe an Wahnsinn grenzenden Entrüstung. Das hier aufgestellte Beispiel scheint diese Behauptung zu widerlegen und zu beweisen, wie es allerdings möglich sey, daß der natürliche Trieb zum Leben blos dadurch, daß sich die Maschine nach und nach abnutzt, und der Mensch die Empfänglichkeit für die Freuden des Lebens verliehrt, ersterbe. Kein Bewußtseyn der Schuld, keine drängenden Verhältnisse, keine Furcht trieb die Heldin dieser Erzählung aus dem Leben, sie wollte sterben, weil der natürliche Trieb zum Leben erloschen, weil sie des Lebens müde war, und genug gelebt zu haben glaubte.

Daß aber die durch das Alter und durch die hingeschwundenen Kräfte des Körpers verminderte Anhänglichkeit an dem Leben den Menschen nicht berechtige, es zu verlassen, kann der Moralist keinen Augengenblick bezweifeln, da der Mensch verbunden ist, nicht den blinden Trieben seiner thierischen Natur, sondern den Grundsätzen der Vernunft zu folgen. So wie Fälle eintreten können, wo es Pflicht für den Menschen ist, sein Leben auf's Spiel zu setzen, ohnerachtet ihn der natürliche Trieb den Tod fürchten und das Leben lieben heißt; eben so muß er, wenn er pflichtmäßig handeln will, das Leben auch dann noch lieben und fortsetzen, wenn ihn nicht mehr der Trieb der Natur, sondern blos der Gedanke an dasselbe bindet, daß es vernünftig sey, nicht eigenmächtig in den von dem Schöpfer angeordneten Lauf der Dinge einzugreifen.

VI.

Selbstmord, Folge der Spielsucht.

„Während meines Aufenthaltes zu Kiel, erzählt Brandes *), lernte ich einen Strumpffabrikanten kennen, welcher eine heftige Leidenschaft zum Spiele, aber wenig Kenntniß in diesem Fache hatte. Ich fand ihn täglich auf dem Kaffeehause, welches ich gewöhnlich zu besuchen pflegte, wo er zuweilen mit Glück spielte, aber auch ansehnliche Summen verlohr. Eines Abends wurde, anstatt des Kommerzspieles, eine Faraobank errichtet. Der Fabrikant erschien etwas betrunken, drängte sich an den Tisch und setzte sich zum Pointiren. Anfangs gewann er einige Karten. Dies machte ihm Muth. Er wählte sich nun Favoritkarten und verdoppelte die Sätze. Das Glück schlug endlich um, so daß, nebst dem Gewinnste, alles Geld, das er bei sich hatte, verlohren gieng. Er eilte nun in seine Wohnung und holte den noch übrigen Vorrath aus seiner Kasse; aber auch dieser gieng sehr bald den nämlichen Weg. Nun kam die Reihe an seine Uhr.

*) s. die Schrift: Meine Lebensgeschichte. Von Johann Christian Brandes. (Berlin 1799.) B. I. S. 210—211.

Ein Paar unglückliche Karten und sie befand sich ebenfalls in der Hand des Banquiers. Dieser letzte Verlust brachte ihn so außer Fassung, daß er sogar seine Waaren zum Einsatze anbot. Die Mitspielenden riethen ihm zwar ernstlich von diesem verzweifelten Entschlusse ab; aber je mehr man ihn warnte, desto heftiger ward seine Begierde, das Verlohrne wieder zu erhalten. Der Banquier mußte es sich endlich gefallen lassen; der Vorrath ward sogleich in einer Kiste herbeigebracht; man bestimmte die Taxe nach dem Verkaufspreise, und nun setzte der Unsinnige die Strümpfe, anfangs paarweise, dann zu halben und endlich zu ganzen Dutzenden auf's Spiel, und noch vor Mitternacht war das ganze Waarenlager, bis auf das letzte Paar, ausgeleert. Da stand nun der Unglückliche, unbeweglich und mit starr zur Erde geheftetem Blicke. Bald darauf entgieng ihm die Kraft, er sank auf einen Stuhl und helle Thränen stürzten aus seinen Augen. Einige von den Anwesenden waren so grausam, ihm in diesen schrecklichen Augenblicken, wo seine Seele ohnedies so viel litt, anstatt Trost zuzusprechen, wegen seiner Unbesonnenheit noch Vorwürfe zu machen. Dies reitzte endlich seinen stummen Schmerz zum Ausbruche, und nun tönten bittere Klagen und Verwünschungen seiner selbst von seinen halb erstarrten Lippen. „Ich habe nicht nur mich, sondern auch mein Weib und fünf unerzogene Kinder zu Grunde gerichtet — schrie er mit heisrer Stimme — sie müssen nun betteln, stehlen, und ich, ich Verruchter, bin die Ursache, bin vielleicht gar ihr Mörder." Mit ringenden Händen und wilden Blicken gieng er umher, sah den Banquier, schien einige Augenblicke nachzudenken, stürzte hierauf plötzlich zu dessen Füßen und flehete um die Rückgabe eines Theiles seiner Waare. Aber dazu hatte der gefühllose Gewinner kein Gehör; sein ganzer Trost war, er

hätte ihn vorher genug gewarnt. Kaltblütig, ohne weiter eine Sylbe zu antworten, packte er die Strümpfe in die Kiste, gab sie dem Wirthe in Verwahrung und gieng, da das Spiel durch diesen Auftritt geendiget worden war, mit seinem übrigen Raube an baarem Gelde davon. Dies grausame Verfahren drang mir durch die Seele; ich gab dem Elenden, was ich hatte, und die meisten Gäste folgten meinem Beispiele. Er dankte, als er wieder etwas Othem schöpfen konnte, herzlich für unser Mitleid, und erklärte, daß er sich nicht entschließen könne, in dieser gänzlich zerrütteten Lage in seine Heimath zurückzukehren; er wolle seiner Familie sein Unglück schriftlich melden und dann in fremden Ländern durch Fleiß und Sparsamkeit seinen Zustand, wo möglich, wieder zu verbessern suchen.

Der Vorsatz war gut; aber der Unglückliche hatte nicht Stärke genug, ihn auszuführen. Die Vorstellung von seinem Verluste und dessen schrecklichen Folgen mußte, da er wieder sich selbst überlassen war, zu gewaltsam auf ihn gewirkt haben; denn man fand ihn am Morgen todt und zerschmettert auf der Straße liegen, wo hinab er sich aus dem Fenster eines zwei Stockwerk hohen Zimmers gestürzt hatte. Auf seinem Tische lag ein Brief nebst einem kleinen versiegelten Packet, worin das von der Gesellschaft erhaltene Geld befindlich war, mit der Aufschrift: „Für meine unglückliche Familie" — deren Namen und Aufenthalt er in dem Briefe angezeigt hatte."

Unter allen denen, welche den Wechsel des Glücks erfahren und aus dem Zustande der Wohlhabenheit in den der Armuth und der Dürftigkeit versetzt werden, legt Niemand öfterer Hand an sein Leben, als der unglückliche Spieler. Es wird dies aus folgenden bei-

den Ursachen erklärbar. Theils nämlich erfolgt bei dem unglücklichen Spieler der Wechsel des Glücks plötzlich und unerwartet, und alles Plötzliche und Unerwartete macht einen doppelt starken Eindruck auf das Gemüth, theils verbindet sich bei ihm, mit dem Gedanken an die traurige Zukunft, der er entgegengeht, das Bewußtseyn der Schuld und das Gefühl der Reue. Wenige verliehren ihr Vermögen mit einem Male, in den meisten Fällen geht es nur allmählich verlohren, und man hat Zeit, sich nach und nach an den Gedanken der Armuth zu gewöhnen. Aber wer durch das Spiel unglücklich wird, hat sich als ein wohlhabender Mann an den Spieltisch gesetzt und ist als ein Betler aufgestanden. Wer eine so plötzliche Veränderung seines Zustandes mit Fassung ertragen will, muß allerdings eine gewisse Stärke der Seele besitzen, die nur Wenigen verliehen ist. Hierzu kommt, daß der unglückliche Spieler Niemanden, außer sich selbst, als den Urheber seines Unglücks anklagen kann. Wen Andere um sein Vermögen bringen, kann entweder seinen Unwillen gegen sie äußern, oder sich gegen einen Dritten über die Thorheit und Bosheit der Menschen beklagen, und schon diese Herzenserleichterungen tragen bei, sein Gemüth ruhiger und stiller zu machen. Wem das Unglück das Seinige raubt, der findet, wenn er ein religiöser Mensch ist, in dem Glauben an die Vorsehung, in der Ueberzeugung, daß auch die Leiden des Lebens von wohlthätigen Folgen begleitet werden, und in dem Gedanken, daß er sein Unglück nicht verschuldet habe, Trost und Beruhigung. Aber der unglückliche Spieler entbehrt dieses Trostes und kann Niemanden, als sich selbst, anklagen. Die Reue bemächtiget sich seines Herzens; und da die Reue friedlich gegen Andere, aber feindlich gegen sich selbst ist, so kann es uns nicht wundern, wenn sie den Menschen antreibt

gegen sich selbst zu wüthen, sich gleichsam selbst zu bestrafen und Hand an sein Leben zu legen. Und diese Wirkung kann sie bei dem unglücklichen Spieler um so eher haben, da sich hier die Furcht vor der Schande und den gerechten Vorwürfen der Seinigen zu ihr gesellt. Allerdings fürchtet auch der, welcher durch Unglücksfälle in Armuth und Dürftigkeit gerieth, Erniedrigungen; allein er überzeugt sich bald, daß ihn nur unedle Menschen erniedrigend behandeln können, daß ihn aber gewiß jeder Edeldenkende mehr bemitleiden, als verachten werde. Der aber, der sich durch das Spiel unglücklich machte, fühlt es, daß er nicht auf Mitleid rechnen könne, sondern vielmehr gerechte Vorwürfe von denen, die er mit sich unglücklich machte, zu erwarten habe. So wie es sich aus diesen Ursachen überhaupt begreifen läßt, warum unglückliche Spieler so oft Selbstmörder werden, so läßt sich aus ihnen auch das Verhalten des Unglücklichen, von welchem die vorstehende Erzählung Nachricht giebt, erklären. Als ein wohlhabender Mann hatte er sich an den Spieltisch gesetzt. Ein einziger Abend raubt ihm sein ganzes Vermögen, mit einem Male ist er zum Bettler worden. Sobald die erste Betäubung vorüber ist, tritt der Gedanke an die schrecklichen Folgen seiner Unbesonnenheit vor seine Seele, das Gefühl der Reue erwacht, und wird durch den Gedanken, daß er nicht nur sich, sondern auch sein Weib und seine Kinder ins Unglück gestürzt habe, vermehrt und verstärkt. Hierzu kommt die Furcht vor der Schande, der er als ein Mensch, welcher sich selbst zum Bettler gemacht hat, entgegen zu gehen glaubt, wie dies sein Entschluß, nicht in seine Heimath zurückzukehren, beweist; und diese vereinigten Ursachen treiben ihn, ein Leben zu verlassen, von dem er nichts, als Elend und Erniedrigung erwarten zu können glaubte.

Daß es aber nie gebilliget werden könne, wenn ein Mensch das Leben verläßt, um den Folgen seiner Unbesonnenheiten zu entgehen, bedarf kaum eines Beweises. Denn zuerst liegen einer solchen Handlungsweise gewöhnlich Täuschungen der Phantasie zum Grunde. Vermöge der Verbindung zwischen den Empfindungen und der Einbildungskraft wird die letztere durch das Gefühl der Noth, in welche sich der unglückliche Spieler mit einem Male versetzt sieht, und durch die Furcht vor Elend und Erniedrigung in die lebhafteste Bewegung gesetzt, so daß sie ihm seinen Zustand weit hülfloser und elender, als er in der That ist, darstellt. Wäre es stiller in seinem Gemüthe, könnte er seine Verhältnisse mit nöthiger Ueberlegung betrachten, so würde er bald finden, daß ihm immer noch mannigfaltige Hülfsmittel zur Verbesserung seiner Lage übrig bleiben, und daß die Menschen einen unbesonnenen Spieler zwar tadeln, aber ihm auch verzeihen, wenn sie ihn von seinen Thorheiten zurückkehren sehen. Allein die durch das Gefühl der Noth, der Rede und der Furcht in Bewegung gesetzte Einbildungskraft hindert diese ruhige Ueberlegung, beunruhiget das Gemüth durch Schreckensbilder, und wenn der Mensch in diesem Zustande Hand an sein Leben legt, so wird er hierzu mehr durch die Täuschungen der Einbildungskraft, als durch die aus seinen unangenehmen Verhältnissen entspringenden Empfindungen geleitet. — Wäre aber auch die Lage, in welche sich der unbesonnene Spieler gesetzt sieht, wirklich so elend, als sie ihm zu seyn scheint, so handelt er dennoch pflichtwidrig, wenn er sich tödtet. Die Vernunft gebietet, Alles zu versuchen, um sich aus einer unglücklichen Lage herauszureißen, und verlangt dies doppelt dringend, wenn das Schicksal andrer Menschen an das unsrige gebunden ist; die Vernunft

will nicht, daß uns die Reue dränge, gegen uns zu wüthen, sondern daß sie uns zur Besserung leite; die Vernunft fordert, daß der Mensch auch eine unglückliche Lage ertragen lerne und die Pflichten erfülle, die sie ihm zu erfüllen gestattet. Mithin handelt der unglückliche Spieler, der sich durch das Gefühl der Noth und der Reue zum Selbstmorde leiten läßt, den Grundsätzen der Vernunfe zuwider, d. h. er handelt pflichtwidrig.

VII.

Selbstmord, das Werk treuer Liebe.

Die römische Geschichte, die überhaupt so reich an merkwürdigen Menschen und Begebenheiten ist, erwähnt mehrere Gattinnen, die sich tödteten, weil sie mit so inniger Liebe an ihren Gatten hiengen, daß sie ihren Verlust nicht ertragen konnten. Bekannt ist es, daß Porcia, die Gemahlin des Brutus, sobald ihr Gemahl dahin war, zu sterben beschloß, und da sie ihre Freunde an der Ausführung dieses Entschlusses zu hindern suchten, glühende Kohlen verschlang, und auf diese Weise ihr Leben endigte *). In eben diese Klasse gehören Sexilia **), Servilia ***), Calpurnia †), Arria und Ligarius Gemahlin. Den Tod

*) s. was Plutarch in Vita Bruti cap. 53. Opp. Plut. ex Hutten vol. VI. p. 283. und Appian in der Schrift de Bellis civil. L. IV. cap. 136. p. 709. ed. Schweig. erzählen.

**) s. Tacit. Annal. L. VI. c. 29.

***) s. Vellej. Paterc. L. II. c. 88.

†) s. Vellej. Paterc. L. II. c. 26.

dieser beiden zuletzt genannten Römerinnen will ich ausführlicher beschreiben, da es diese außerordentlichen und seltenen Beispiele treuer Liebe gewiß verdienen, daß wir länger bei ihnen verweilen. Denn ob man gleich, sobald man von richtigen moralischen Grundsätzen ausgeht, auch den Selbstmord, der aus treuer und inniger Liebe entspringt, nicht billigen kann, so hat er doch, es ist nicht zu läugnen, etwas Großes und Edles, und ist der Aufmerksamkeit des Beobachters der menschlichen Natur werth, indem er lehrt, wie viel ein Herz voll Liebe selbst über den stärksten Trieb der Natur vermöge.

In allen den Zeitpunkten, wo die Banden der bürgerlichen Gesellschaft gleichsam zerrissen sind, zeigen sich die merkwürdigsten Beispiele von Tugend und Laster, die auffallendsten Wirkungen des Hasses und der Liebe. Ein solcher Zeitpunkt war in der römischen Geschichte die Periode, wo die Triumviren, Antonius, Lepidus und Oktavius, siegreich in Rom eingezogen waren und ihre Feinde proscribirten. So wie es während dieser traurigen Zeit Gatten gab, die ihre Gatten, Kinder, die ihre Eltern, Freunde, die ihre Freunde treulos verriethen; eben so gab es nicht Wenige, die sich großmüthig für einander aufopferten und die innigste Freundschaft und Liebe bewiesen. Unter die Gattinnen, deren Treue und Liebe sich in dieser Zeit der Prüfung herrlich bewährte, gehört die Gemahlin des Ligarius. „Sie hatte, erzählt Appian *), ihren Gemahl verborgen, und eine einzige Sklavin wußte um dies Geheimniß. Als es aber von dieser verrathen und ihr Gemahl ermordet ward, folgte sie

*) In seiner Schrift de bellis civilibus L. IV. c. 23. p. 560 — 61. ed. Schweig.

denen, die seinen Kopf trugen, nach, und rief: Ich habe ihn verborgen, und eben die Strafe, welche den Proskribirten bestimmt ist, soll ja auch die treffen, die sie verbergen. Da sie Niemand weder tödtete noch angab, zeigte sie sich selbst bei den Triumviren an, und da auch diese, weil ihnen die Liebe, die sie gegen ihren Gemahl bewies, Achtung abnöthigte, nichts gegen sie unternahmen, tödtete sie sich durch Hunger.

Noch merkwürdiger, als dieses Weib, ist Arria, deren Tod uns Plinius der jüngere beschreibt *). Sie war die Gemahlin des Pätus, und hieng mit der treuesten, wärmsten Liebe an ihrem Gatten, wie dies schon die zarte Schonung beweist, mit der sie ihn da behandelte, als, während daß er krank war, sein Sohn starb. Eine lange Reihe von Jahren hatte sie mit ihm in der innigsten und glücklichsten Verbindung gelebt, und die Länge der Zeit, weit entfernt ihre gegenseitige Liebe zu vermindern, hatte sie vielmehr unauflöslich fest verbunden. Als Skribonius in Illyrien die Waffen gegen den schwachen Kaiser Claudius ergriff, schlug sich Pätus zu seiner Parthei. Bekanntlich scheiterte Skribonian's Unternehmung an dem Aberglauben seiner Soldaten **). Er selbst ward ermordet, und Pätus, als Theilnehmer an der Empörung, gefangen

*) s. dessen Epist. L. III. Ep. 16. An der Zuverläßigkeit seiner Nachrichten kann man nicht zweifeln, da er sie der Fannia, einer Enkelin der Arria, verdankte. Auch Martial hat ihr Andenken verewigt. s. L. I. Epigr. 14.

Casta suo gladium cum traderet Arria Paeto
Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua vides vulnus, quod feci, non dolet, inquit,
Sed quod tu facies, hoc mihi, Paeto, dolet.

**) Es erzählt dies Sueton in Vita Claudii cap. 12.

nach Rom geführt. Als er das Schiff bestieg, um nach Rom abgeführt zu werden, bat Arria die Soldaten, ihr zu gestatten, eben dies Schiff zu besteigen. „Ihr werdet doch, sagte sie, meinem Gemahle, der die Würde eines Consuls bekleitet hat, einige Sklaven, die ihn bedienen können, geben. Laßt mich diese Dienste verrichten.“ Da man ihr diese Bitte abschlug, miethete sie einen Fischerkahn und folgte auf diesem kleinen Fahrzeuge dem größern Schiffe nach. Als sie Skribonian's Gemahlin beim Claudius, dem sie die Mitverschwornen anzeigte, stand, sagte sie: „Wie? ich sehe dich? Skribonian ward in deinen Armen ermordet, und du lebst noch?“ Hieraus kann man abnehmen, daß sie, ehe sie endete, schon einige Zeit mit dem Gedanken des freiwilligen Todes umgegangen war. Als sie ihr Schwiegersohn, Thrasea, bat, sie möchte doch ihr Leben erhalten und unter andern sagte: „Wolltest du wohl, daß, wenn ich sterben müßte, deine Tochter mit mir stürbe?“ so antwortete sie: „Ja, wenn sie so lange und so glücklich mit dir gelebt hat, als ich mit meinem Pätus.“ Diese Antwort vermehrte die Sorge der Ihrigen, und bewirkte es, daß man sie genauer beobachtete. Sie bemerkte es und sagte: „Ihr richtet nichts aus. Ihr könnt meinen Tod erschweren, aber nicht hindern.“ Als sie dies gesagt hatte, sprang sie vom Stuhle auf und rannte ihren Kopf mit solcher Heftigkeit gegen die Wand, daß sie ohnmächtig niedersank. Nachdem sie wieder zu sich selbst gekommen war, sagte sie: „Ich hatte es euch ja gesagt, daß ich einen Weg zum Tode finden, und, wenn ihr mir einen leichten Ausgang aus dem Leben verschließt, einen schmerzvollen wählen würde. Endlich, als Pätus zum Tode verurtheilt worden war, vermochte sie es nicht, das Leben länger zu ertragen. Sie zog in seiner Gegenwart den Dolch, durchbohrte

ihre Brust, riß den Dolch aus der Wunde, und reichte ihn ihrem Gatten mit den merkwürdigen Worten: „Mein Pätus es schmerzt nicht!“

So zahlreich in den neuern Zeiten die Beispiele derer sind, welche hoffnungslose Liebe und verliebte Schwärmerei zum Selbstmorde leiteten, so erinnere ich mich doch nur einer einzigen Selbstmörderin, welche den Römerinnen, deren Tod ich bisher beschrieb, an die Seite gesetzt werden kann. Es ist dies eine junge Schauspielerin *), welche zu Herrmannstadt in Siebenbürgen lebte, und wegen ihrer Schönheit, ihrer sanften Stimme, ihrer Talente und ihres liebenswürdigen Charakters ein Gegenstand der allgemeinen Liebe und Bewunderung war. Man nannte sie nur die Königin des Theaters, und sie wußte die Achtung, die sie genoß, und den guten Ruf, in dem sie stand, durch ein eingezogenes und exemplarisches Leben zu erhalten und zu vermehren. Auf ihr Verlangen führte man ein Trauerspiel auf, worin sie die erste Liebhaberin zu spielen wünschte. Sie erhielt diese Rolle, spielte mit allgemeinem Beifalle und schien diesmal alle Erwartung zu übertreffen. Und wirklich übertraf sie sie. Denn als sich ihre Rolle mit einem Selbstmorde endigen sollte, erstach sie sich wirklich mit den Worten: „Ferdinand ich folge dir.“ Das Blut strömte so häufig aus der Wunde, daß sie nach wenig Augenblicken Leiche war, und Zuschauer und Schauspieler gleichsam versteinert da standen. Bald entdeckte man die Ursache dieser That in einem Briefe, worin ihr gemeldet ward, daß ihr Geliebter ihretwegen in einem Zweikampfe geblieben sey.

*) Diese Erzählung ist entlehnt aus Knüppel's Schrift Ueber den Selbstmord S. 233—34.

Es liegt ohnstreitig in der That dieser Liebenden etwas Großes und Edles, etwas, das wir mit Wohlgefallen betrachten; dies sagt mir wenigstens mein Gefühl. Gehe ich weiter, und frage nach der Ursache dieses Wohlgefallens, so hat es seinen Grund ohnläugbar darin, daß diese Selbstmörderinnen den höchsten Grad von uneigennütziger Liebe bewiesen. Weit weniger Eindruck machen diejenigen auf mich, die hoffnungslose oder betrogene Liebe zum Selbstmorde leitete, weil sich hier eigennützige, oft unedle Empfindungen einmischten. Aber diese Römerinnen, die so innig an ihren Gatten hiengen, daß sie ihren Verlust nicht überleben wollten, und sich doch nicht, wie Verliebte, in dem Zustande leidenschaftlicher Exaltation befanden, bewiesen eine Zartheit des Gefühls, eine Innigkeit der Liebe, die gewiß zu den seltenern Erscheinungen gehört.

So wenig das Herz diesen so zart fühlenden und so heldenmüthig handelnden Wesen seine Theilnahme versagen kann: so viel hat doch die Vernunft gegen ihre That zu erinnern. Denn zuerst beruht sie zum Theil auf Täuschungen, welche das Gefühl des Schmerzes und die durch dasselbe in Bewegung gesetzte Einbildungskraft veranlaßt. Wer ein geliebtes Wesen verliehrt, oder zu verliehren fürchtet, glaubt Alles zu verliehren, die Leere in seinem Herzen nie wieder ausfüllen zu können und einem ganz freudlosen Leben entgegenzugehen. Dies aber ist großentheils Täuschung. Die Zeit heilt jede Wunde, auch der Verlust des geliebtesten Wesens wird nach und nach weniger schmerzhaft, und allmählig wird der Mensch wieder für die Freuden des Lebens empfänglich. Freilich vergißt er des hingeschiedenen Freundes nicht; aber sein Bild, das weiter in den Hintergrund zurückgetreten ist, steht

nicht immer vor seinem Gemüthe, tritt nur zu gewissen Zeiten hervor, und regt dann nicht schmerzhafte, sondern nur wehmüthige Empfindungen auf. Wer daher in dem Zustande des ersten Schmerzes handelt, läßt sich von Täuschungen der Empfindung und der Einbildungskraft leiten. — Ferner scheint es eine Ueberspannung des Gefühls zu verrathen, wenn man sich ihm so ganz dahingiebt, daß man die Stimme der Vernunft überhört. In dem Charakter des wahrhaft Weisen müssen auch die edelsten Gefühle der Herrschaft der Vernunft unterworfen seyn. Die Vernunft aber sagt dem, der ein geliebtes Wesen verlohr: Fühle deinen Verlust, aber gieb dich diesem Gefühle nicht ganz dahin, die Zeit wird deinen Schmerz mildern, du wirst wieder fähig werden, deine Pflichten zu erfüllen und Geschmack an dem Leben zu finden. Sey den Deinigen, was du ihnen seyn kannst, und beschäftige dich nur in seltenen, einsamen Stunden mit dem Gedanken an deinen Hingeschiedenen, und mache deinen Schmerz dadurch sanfter und milder, daß du die Hoffnung auf eine Zeit festhältst, wo du ihn in einem andern Theile der Schöpfung wiederfinden wirst. Da, wo diese Erinnerungen der Vernunft gar nichts wirken, wo das Gefühl des Schmerzes nicht nur sie, sondern auch den stärksten aller Triebe, den Trieb zum Leben, überwältiget, muß nothwendig eine Ueberspannung des Gefühls vorhanden seyn, welche, ob sie gleich liebenswürdige Aeußerungen von Liebe und Anhänglichkeit hervorbringt, doch für eine Unvollkommenheit des Charakters erklärt werden muß.

Bemerkenswerth ist es übrigens, daß es nur Gattinnen gegeben zu haben scheint, welche ihren Gatten, nicht aber Gatten, welche ihren Gattinnen im Tode nachgefolgt wären. Es läßt sich dies theils

daraus, daß das Weib lebhafter und inniger empfindet, und mithin auch zärtlicher und inniger, als der Mann, liebt, theils aber auch daraus erklären, daß das Weib durch den Tod seines Gatten mehr, als der Mann durch den Tod seiner Gattin, verliehrt. Der Mann ist nicht blos Gatte und Vater, sondern auch Bürger, Mieglied dieses oder jenen Standes, Verwalter dieses oder jenes Amtes, und es giebt mithin für ihn, auch wenn er aus seinen häuslichen Verbindungen heraus- gerissen wird, immer noch mannigfaltige Dinge, die ihn beschäftigen, unterhalten und vergnügen können. Aber das Weib ist nur Weib, und wird durch den Tod ihres Gatten aus dem Kreise ihrer wichtigsten Verbindungen, Geschäfte und Vergnügungen herausgerissen, so daß in ihrem Leben eine weit größere Leere entsteht, die ihr den erlittenen Verlust doppelt fühlbar macht.

VIII.

VIII.

Selbstmord, die Folge getäuschter Liebe.

„Ehe wir Reading erreichten, erzählt Wendeborn *), machte uns unsere Reisegefährtin auf ein weißes Haus aufmerksam, das nicht weit von der Heerstraße lag, und sich blos durch seine Simplicität auszeichnete. Hier, sagte sie, lebte eine Wittwe, die zwei Töchter hatte, davon die eine, welche ich sehr wohl gekannt habe, vor wenigen Jahren ihre Tage sehr tragisch endigte. Der Sohn eines in der Nachbarschaft wohnenden reichen Mannes von Stande ward durch ihre Reitze eingenommen, und gewann ihre Liebe durch längern Umgang. Sie erwartete, seinen Versprechungen gemäß, daß er sie heurathen würde; allein ganz unvermuthet hörte sie, daß er, durch Verwendung seines Vaters, einem andern, begüterten jungen Frauenzimmer seine Hand gegeben habe. Verdruß und Verzweiflung bemächtigten sich ihrer nunmehr in einem so hohen Grade, daß sie den Entschluß faßte,

*) s. Reise durch einige westliche und südliche Provinzen Englands von Dr. G. F. A. Wendeborn. (Hamburg 1795.) B. I. S. 89—93.

ihr Leben zu endigen. Sie begab sich, ohne weder der Mutter, noch der Schwester ein Wort zu sagen, nach Maidenhead, und miethete hier eine Postchaise, in der sie nach London gieng. Als sie hier angekommen war, den Postillion bezahlt und eine Miethkutsche genommen hatte, hieß sie den Miethkutscher nach einem Laden zu fahren, wo Gewehre verkauft wurden. Er that es und sie stieg aus, forderte ein Paar Pistolen, bezahlte dafür, und ersuchte den Büchsenschäfter, sie zu laden, unter dem Vorwande, daß es ihr Bedienter nicht verstehe und sie doch geladne Pistolen zu haben wünsche, weil sie gesonnen sey, London noch an demselben Abende zu verlassen, und sich wegen den Straßenräubern in Besorgniß befände. Sie verlangte nun von dem Miethkutscher, daß er sie nach irgend einem guten Gasthofe bringen möchte, und als sie daselbst angekommen war, forderte sie ein Schlafzimmer und ein kleines Abendessen. Nach Beendigung desselben beorderte sie die Aufwärterin, sie nicht weiter zu stören, und nicht vor acht Uhr des Morgens zu wecken. Die Magd klopfte zur bestimmten Zeit an die Thüre, und wartete, da sie keine Antwort erhielt, bis gegen neun Uhr. Als aber auch dann, alles Klopfens ohngeachtet, sich nichts im Zimmer rührte, und allerlei Verdacht entstand, öffnete man die Thür mit Gewalt. Hier fand es sich, daß sich die Unglückliche die Bettdecker um den Kopf, die Hand und das abgefeuerte Pistol gewickelt hatte, um den Knall zu vermindern. Die Kugel war durch den Kopf gegangen, und mußte sie mit einem Male getödtet haben, weil man einen großen Theil des Gehirns an der Decke fand. Die andere Pistole hielt sie in der Linken mit aufgezogenem Hahne, im Fall der erste Schuß die beabsichtigte Wirkung nicht thun sollte."

Wenn die in dem vorigen Abschnitte erwähnten Römerinnen unser Wohlgefallen, vielleicht sogar unsre Bewunderung auf sich ziehen; so erregen die Unglücklichen, welche betrogene Liebe zum Selbstmorde leitete, nichts weiter, als das Gefühl des Mitleides. Hier ist Verdruß über unbefriedigte Wünsche die Quelle der That; dort die innigste, uneigennützigste Liebe; hier findet eine leidenschaftliche Exaltation Statt; dort ward mit mehr Ueberlegung und Besonnenheit gehandelt; hier mischen sich oft wirklich unedle Gefühle, z. B. der Wunsch, sich an dem, von dem man verlassen ward, zu rächen, ein; dort wird das Gemüth von nichts, als von dem Schmerze über den Verlust eines geliebten Wesens, bewegt.

Der durch getäuschte Liebe verursachte Selbstmord gehört unter die weniger seltenen Erscheinungen, und läßt sich ohne Mühe aus dem Verdrusse über fehlgeschlagene Erwartungen und Wünsche, aus dem Einflusse, den die Leidenschaften auf das Gemüth äußern, aus dem Gefühle der Erniedrigung und Verachtung, und aus der Furcht vor einer traurigen und freudenleeren Zukunft erklären. Wer liebt, wünscht den Geliebten zu besitzen, und erwartet von der Verbindung mit ihm mannigfaltige Freuden. Der betrogenen Liebenden schlagen diese Wünsche und Erwartungen fehl, und ihr Gemüth wird unausbleiblich dem Gefühle des Verdrusses und des Unwillens Preis gegeben. Hat die verlassene Geliebte mit Leidenschaft geliebt, hat sie sich dem Geliebten ganz dahingegeben, und schwärmerische Hoffnungen an den Gedanken seines Besitzes gekettet; so ist der Verdruß, der sich ihrer bei dem Verluste des geliebten Gegenstandes bemächtiget, doppelt heftig, theils weil sie mehr verlohren zu haben glaubt, als die, welche ohne Leidenschaft liebte, theils weil

sie es doppelt fühlt, daß sie ein solches Schicksal nicht verdiene. Zu dem unangenehmen Gefühle, das aus geräuschten Erwartungen und unbefriedigten Leidenschaften entspringt, gesellt sich in diesem Falle das der Erniedrigung, und trägt nicht wenig bei, den Lebensüberdruß zu vermehren. Die verlassene Geliebte fühlt sich erniedrigt, und glaubt, indem sie, vermöge einer sehr natürlichen Selbsttäuschung, ihr Gefühl auf Andere überträgt, sie sey dem Spott ihrer Bekannten, der allgemeinen Verachtung Preis gegeben, da doch gewiß der größte Theil der Menschen, die von ihrem Schicksale unterrichtet sind, nichts, als Mitleid, gegen sie empfinden. Oft trägt auch die Furcht vor einer traurigen Zukunft das Ihrige bei, die unangenehmen Empfindungen einer solchen Unglücklichen zu vermehren, indem sie dadurch, daß vielleicht ihr guter Ruf verletzt ward, jede Aussicht auf eine andere anständige Verbindung verlohren zu haben glaubt.

Diese Ursachen machen es begreiflich, wie getäuschte Liebe bei Menschen, welche tief und lebhaft empfinden, Ueberdruß des Lebens, und da, wo diesem Gefühle die Grundsätze der Moral und der Religion nicht kräftig genug entgegenwirken, Selbstmord hervorbringen könne. Und dies kann um so leichter geschehen, da das Uebel, welches der verlassenen Geliebten begegnet, nicht durch den unvermeidlichen Gang des Schicksals, sondern durch die Schuld eines schwachen, oder boshaften Menschen herbeigeführt wird. Stirbt der Geliebte, so wird seine Geliebte von traurigen, aber nicht von bittern Empfindungen erfüllt, so unterwirft sie sich mit stiller Ergebung dem Willen der Vorsehung, und es kehrt, sobald der erste Schmerz vorüber ist, Ruhe und Stille in ihre Seele zurück. Wird sie aber treulos verlassen, so ergreifen sie bittere

beunruhigende Empfindungen, und diese gehen weit leichter, als jene, in That und Handlung über. Außerdem ist es sehr natürlich, daß sich in dem Herzen der treulos Verlassenen Haß und Rachsucht regt, und diese Rachsucht wird oft eine mitwirkende Ursache des Selbstmordes. Denn sieht sich die Verlassene außer Stand gesetzt, auf eine andere Weise Rache an dem Treulosen zu nehmen, so mordet sie sich in der Hoffnung, dem Verräther eine unheilbare Wunde zu schlagen, das lastende Bewußtseyn der Schuld auf sein Gewissen zu wälzen, und seiner Einbildungskraft ein blutiges Bild einzudrücken, das in jedem Augenblicke vor sein Gemüth trete und den Frieden seines Herzens vernichte. Ist sie sanfter, wird sie nicht zu dem Gefühle der Rache entflammt, so hofft sie wenigstens durch ihren Tod zu beweisen, daß der Treulose einsehe, welches Herz er von sich gestoßen habe, daß er von dem Gefühle der Reue durchdrungen werde, und ihrem Andenken eine Thräne weihe.

Bemerkenswerth ist es übrigens, daß die Meisten von denen, welche getäuschte Liebe zum Selbstmorde leitete, Personen des andern Geschlechts waren. Es kommt dies ohnstreitig daher, daß theils mehrere Mädchen von Jünglingen, als Jünglinge von Mädchen betrogen werden, theils daher, daß die Ursachen, welche diese Gattung des Selbstmordes hervorbringen, weit stärker auf das Weib, als auf den Mann, wirken. Die Ehe ist wichtiger für das Weib, als für den Mann, weil dieser, außer seiner Bestimmung zum Gatten und Vater, noch einen Beruf im bürgerlichen Leben hat, das Weib hingegen seine ganze Bestimmung verfehlt, wenn es nicht Gattin und Mutter seyn kann. Natürlich muß daher der Verdruß, den die getäuschte Hoffnung auf eine erwünschte Verbindung verursacht, in

dem Herzen des Weibes weit stärker und lebhafter seyn, als in dem Herzen des Mannes. Ferner liebt das Weib öfterer, als der Mann, mit Leidenschaft, und muß daher durch getäuschte Liebe empfindlicher, als dieser, gekränkt werden. Endlich kann die Ehre und der Ruf des Mädchens leichter, als die des Jünglings, verletzt werden, so wie es auch dem getäuschten Liebhaber leichter wird, sich zu entschädigen, als der verlassenen Geliebten.

Daß aber der durch diese Ursache herbeigeführte Selbstmord nach den Grundsätzen einer gesunden Moral in manchen Fällen zwar entschuldiget, nie aber gerechtfertiget und billigend beurtheilt werden könne, braucht wohl kaum noch erinnert zu werden, da es von selbst in die Augen springt, daß eine Handlung, welche nicht die Folge vernünftiger Ueberlegung, sondern die Wirkung der Empfindung und der Leidenschaft, und der durch sie verursachten Täuschungen ist, und mit einem Male jede Möglichkeit, dereinst in glücklichere Verhältnisse zu kommen, und die Pflichten, die dem Menschen obliegen, zu erfüllen, aufhebt, nach den Grundsätzen einer gesunden Moral nie billigend beurtheilt werden könne.

IX.

Selbstmord, die Folge hoffnungsloser Liebe.

„Nachstehende traurige Geschichte eines jungen Edelmanns von ohngefähr 24 Jahren, der sich im Jahr 1790 ermordete, erzählt Pockels*), habe ich aus den mündlichen Nachrichten und aus den Briefen derjenigen glaubwürdigen Männer genommen, die den unglücklichen Selbstentleiber nicht nur überhaupt gekannt, sondern auch viel persönlichen Umgang mit ihm und seiner Familie gehabt hatten. Ehe ich aber zu seiner prämeditirten Mordthat selbst komme, will ich Einiges über seine Denkart und seinen Charakter vorausschicken. — Herr von H** war ein junger Mann von einer blühenden Gesundheit und von lebhaften und ungestümen Leidenschaften. Diejenigen, die mit seiner Erziehung und dem in dem väterlichen Hause herrschenden Tone genauer bekannt sind, haben mich versichert, daß erstere nicht die beste gewesen sey. Die von H**s Kinder wuchsen in ungebundner Wildheit

*) Denkwürdigkeiten zur Bereicherung der Erfahrungsseelenlehre und Charakterkunde. Herausgegeben von C. F. Pockels. Erste Sammlung. S. 90—97.

auf. Gewöhnung an feste religiöse Grundsätze, an ruhige Ertragung der einmal mit dem menschlichen Leben verbundenen Widerwärtigkeiten, am allerwenigsten Selbstbeherrschung und Bezwingung eines aufbrausenden, starren, bis zum Trotze empörten Eigensinns, wurde in der Schule den von H**s Kindern nicht gelehrt und auch nicht durch das Beispiel des Vaters leichter gemacht. Als ein ungestümer, wilder, eigenwilliger und verzogener Mensch, verließ der junge von H** das väterliche Haus. Seine unruhigen Leidenschaften ließen in ihm einem feurigen Liebhaber erwarten. Er wurde es, und die Liebe ward die Ursache seines Unterganges. Aus der stürmischen Gemüthsart dieses jungen Menschen läßt sich nun auch schon gewissermaßen seine Gleichgültigkeit gegen den Gedanken des Todes und seine Unerschrockenheit erklären, indem man bei ihm nie eine merkliche Furcht vor irgend etwas wahrnahm. Schon mehrere Jahre vor seinem Tode sagte er vorher, daß er sich umbringen würde, wenn er einst in der Liebe unglücklich seyn sollte. Bloße Rodomantade war es wohl, daß er einst in Gesellschaft seiner Freunde versicherte, er wolle sich gern entleiben, wenn er nur ein einziges Mal den höchsten Genuß der Liebe in den Armen seines Mädchens schmecken könnte.

Das, was man bei seinem lebhaften und inflammablen Temperamente leicht voraussehen konnte, gieng bald in Erfüllung. Eine seiner nahen Verwandtinnen, die er oft zu sehen Gelegenheit gehabt hatte, und die ihm viel Zuvorkommen und Gefälligkeit bewies, verwundete sein Herz, ohnerachtet sie nicht schön war. Der nachbarliche Aufenthalt Beider nährte das Feuer ihrer gegenseitigen Liebe, und der junge Mann entschloß sich endlich, um das Mädchen bei ihren Eltern anzuhalten,

ohnerachtet seine äußern Umstände einer solchen Verbindung im Wege standen. Der junge, feurige Mann bekam, ob er gleich mit seiner Geliebten völlig einverstanden zu seyn schien, eine abschlägliche Antwort. Er wiederholte seine Bitten; aber er wurde jedesmal abgewiesen, und jede negative Antwort war ein Dolch für sein Herz. Unterdessen dauerte der zärtliche Briefwechsel mit seinem Mädchen ununterbrochen fort, und man sagt, daß letztere selbst ihn aufgefordert habe, nicht von seinem Vorhaben abzugehen, sondern ihren harten Vater vom Neuen zu bestürmen. Vielleicht war ihm damals schon der Gedanke seiner Entleibung gegenwärtig. Doch gab er seine Hoffnung noch nicht völlig auf, und machte einen Versuch, das Herz des Vaters zu erweichen. Vielleicht wurde er aber diesmal härter, als je, abgewiesen, denn nach dem Mißlingen dieses letzten Versuchs war er fest entschlossen, sich zu tödten. Er eilte nach Hause, brachte seine Sachen in Ordnung, und setzte ein Testament auf, worin er seinen Verwandten anzeigte, wie es mit ihm und seinen Angelegenheiten nach seinem Tode gehalten werden solle, und erklärte, daß nichts, als unglückliche Liebe, die Ursache seines Todes sey. Manche Verordnungen in diesem Testamente, das übrigens mit ruhiger Ueberlegung gemacht zu seyn scheint, sind sehr sonderbar. So vermachte er z. B. seinen Leichenträgern den ganzen Vorrath seines Weinkellers, und befahl, daß man sein Gesicht so legen solle, daß es nach dem Aufenthalte seiner Geliebten hinsehe. Eben so hinterließ er seiner Mutter eine Anweisung, wie sie die Anzeige seines Todes in den Zeitungen einzurücken habe. Auch schrieb er verschiedene Briefe, und in einem derselben, welcher an eine nahe Verwandtin gerichtet ist, bittet er diese, nicht über seinen plötzlichen Tod zu erschrecken, ihn aber zu beklagen, für ihn zu Gott zu beten, und seine

Beerdigung mit besorgen zu helfen. Nach diesen Veranstaltungen bereitete er sich den Abend vor seiner Entleibung langsam und ruhig zur Ausführung seines Vorhabens. Zwar bestellte er noch einen Förster auf den andern Morgen zu sich; allein er hatte, wie man aus Allem sieht, die nächstfolgende Nacht zur Ausführung seines Entschlusses gewählt. Gegen Abend ließ er sich ein kleines Mahl bereiten und trank einige Gläser Wein, wodurch seine Einbildungskraft und sein Vorsatz vielleicht noch lebhafter gemacht wurde. Er zog darauf seine besten Kleider an, in denen er nach seiner Vorschrift beerdigt seyn wollte, und lud zwei Pistolen, im Fall die eine versagen sollte. Um die Scene gleichsam feierlicher zu machen, zündete er zwei Lichter an, und erwartete so die Ankunft der Nacht. Auch schien es, als habe er in dem Schauspiele Romeo und Julie gelesen. Endlich war alles stille im Hause worden, und nun führte er seinen Vorsatz aus, indem er, auf dem Bette sitzend, sich die tödtliche Kugel gerade durch's Herz schoß. Man fand, da man ihn am andern Morgen genauer untersuchte, ein Paar Briefe von seiner Geliebten in seiner Tasche."

Ich füge dieser Geschichte die Erzählung von einer Selbstmörderin bei, deren Lage zwar von der des bisher beschriebenen Selbstmörders verschieden war, deren That aber ebenfalls durch hoffnungslose Liebe veranlaßt ward.

„N**, ein achtzehnjähriges Mädchen *), stand seit mehrern Jahren mit einem jungen Manne, welcher ihr erklärter Liebhaber war, in Verbindung. Er

*) s. die Nationalzeitung der Teutschen. Jahrgang 1802. S. 100—102.

hatte ungehinderten Zutritt in ihrem Hause, und gab ihr oft seine Geräthschaften und unter diesen auch seine Flinten in Verwahrung. Bald fand sich ein Anderer und bewarb sich um des Mädchens Hand. Ihre Mutter, eine Wittwe, wünschte, daß ihre Tochter den Letztern heurathen und von dem Ersten abstehen möchte. Sie wendete alle Mittel an, ihren Zweck zu erreichen, und brachte es am Ende wirklich so weit, daß das in die äußerste Unruhe versetzte Mädchen dem letzten Freier ihr Jawort gab. Bald aber mochte sie dies bereuen, und da sie nicht genug Entschlossenheit hatte, sich offen zu erklären und ihr Wort zurückzunehmen, trat der Gedanke, sich durch den Tod aus dieser Verlegenheit zu ziehen, vor ihr Gemüth. Einige Wochen vor der Ausführung ihres Vorhabens fragte sie öfters diesen und jenen, wie man es mache, wenn man sich erschießen wolle? ob man sich mit Schrot erschießen könne? u. dgl. m. In ihrem Betragen und in ihren Handlungen bemerkte man wenig von Schwermuth und Verzweiflung, und noch am Sonntage vor ihrem Tode, der ihr Verlobungstag war, tanzte sie und schien vergnügt zu seyn. Als aber am Dienstage darauf ihr erster Liebhaber, der einige Wochen vorher abgereist war, seine Sachen und seine zwei Flinten von ihr abholen ließ: da beschloß sie, vom Schmerze überwältiget, an eben diesem Tage zu enden, und behielt zu diesem traurigen Behufe ein Gewehr zurück. Als eine, bei ihrer Mutter im Hause wohnende Frau sie fragte, warum sie nicht auch das Gewehr mitschicke? antwortete sie, daß es geladen sey und erst abgeschossen werden müsse. Am Abende des nämlichen Tages suchte sie listig ihre Mutter aus dem Hause zu entfernen, ergriff dann ruhig und fast schäkernd das Gewehr, sagte zu dem sechsjährigen Sohne jener Frau, welcher sich auf der Hausflur befand, daß er doch das Pulver zur

Vermeidung alles Schadens von der Pfanne kratzen möchte; und da er sich weigerte, lehnte sie das Gewehr an ihre linke Brust, drückte es unter dem Vorwande, daß sie das Pulver selbst abkratzen wolle, mit einem Stocke los, so daß der Schuß durch die Brust, zum Rücken heraus bis an die Decke fuhr. Im Blute schwimmend stürzte sie zu Boden."

Mehrere der Ursachen, welche sich bei denen wirksam erweisen, die betrogene Liebe zum Selbstmorde leitet, haben auch auf die Einfluß, welche durch hoffnungslose Liebe zu diesem Schritte bestimmt wurden. Bei diesen wie bei jenen ist eine unbefriedigte Leidenschaft vorhanden, welche den Gedanken verursacht, daß sie einer traurigen und freudenleeren Zukunft entgegengiengen, und daß das Leben, ohne den Besitz des geliebten Gegenstandes, keinen Werth für sie haben könne. Jedoch findet auch zwischen beiden Fällen keine geringe Verschiedenheit Statt. Betrogene Liebe erzeugt Verdruß und Unwillen, und führt bitrere Empfindungen herbei; hoffnungslose Liebe hingegen macht traurig und niedergeschlagen, und bewirkt es, daß der, der sie zum freiwilligen Tode leitet, der Geliebten, deren Besitz ihm versagt wird, mannigfaltige Beweise von Liebe und Anhänglichkeit zu geben sucht. So verordnete der Herr von H**, dessen Ende ich so eben beschrieben habe, daß man ihn so in's Grab legen solle, daß sein Gesicht nach dem Wohnorte der Geliebten hingewendet sey, und steckte ihre Briefe zu sich. Wen hingegen betrogne Liebe zum Selbstmörder macht, der handelt, dafern nicht eine außerordentliche Sanftheit in seinem Charakter liegt, ganz anders, vertilgt nicht selten Alles, was ihn an die Treulose erinnern könnte, und empfindet ein peinigendes Gemisch von Haß und von Liebe, indem wechselnd der Gedanke an die Treu-

losigkeit der Geliebten und die Erinnerung an die Freuden, die sie ihm gewährte, vor seinem Gemüthe schwebt.

Ob man gleich ein gewisses geheimes Wohlgefallen auch an denen findet, welche hoffnungslose Liebe zum Selbstmorde leitet; so sieht man sich doch bei einer ruhigen Betrachtung ihrer That auf die Ueberzeugung geleitet, daß es überhaupt unvernünftig und pflichtwidrig sey, sich zu tödten, weil man eine Lieblingshoffnung scheitern sah, und bemerkt, daß in dem Charakter derer, welche sich aus diesem Grunde das Leben nahmen, fehlerhafte Beschaffenheiten vorhanden waren. Es ist unvernünftig, seine ganze Glückseligkeit von dem Besitze eines Wesens abhängig zu machen; es ist unvernünftig zu glauben, daß die Geliebte, die man erkohren hatte, die vollkommenste sey, und daß ihr Verlust durch kein anderes Mädchen ersetzt werden könne; es ist unvernünftig, sich durch den Verlust einer Geliebten, mit der man noch nicht einmal verbunden war, und von der man nicht einmal weiß, ob sie unsre Hoffnungen erfüllen wird, zur Verzweiflung bringen zu lassen. Aber gesetzt auch, man glaubte, indem man ihr entsagen muß, Alles verlohren zu haben, man gienge wirklich einer freudenleeren Zukunft entgegen; so handelt doch der, welcher sich durch das Gefühl des Schmerzes, den ihm der Verlust seiner Geliebten verursacht, zum Selbstmorde leiten läßt, pflichtwidrig, indem er es nicht nur unterläßt, die Tugend der Geduld zu beweisen, sondern auch ohne zureichenden Grund von dem Platze abtritt, den ihm der oberste Regierer des Ganzen angewiesen hatte. Und gewöhnlich findet man auch in dem Charakter der Menschen, die hoffnungslose Liebe zu Selbstmördern machte, fehlerhafte Beschaffenheiten. Ueberspanntes

Gefühl, Leidenschaftlichkeit, Trotz und Eigensinn; dies sind gewöhnlich die Eigenschaften, welche man an den Menschen dieser Art bemerken kann, und welche auch wirklich bei dem Herrn von H** vorhanden waren. Von dem unglücklichen Mädchen, dessen Geschichte ich ebenfalls erzählte, wird es zwar nicht erwähnt, daß ihr Charakter diese fehlerhaften Eigenschaften gehabt habe. Dagegen aber ist an ihr der höchste Grad von Unentschlossenheit bemerkbar. Im Grunde war ihre Liebe nicht hoffnungslos, und durch eine entschlossene und feste Erklärung hätte sie die Zumuthungen ihrer Mutter und die Anträge des zweiten Freiers zurückweisen können. Ja selbst da, als sie dem zweiten Bewerber das Jawort gegeben hatte, wäre es ihr möglich gewesen, sich durch Muth und Entschlossenheit aus ihrer Verlegenheit herauszureißen. Allein die Furcht vor dem Urtheile der Welt und dem Unwillen, oder den Thränen ihrer Mutter, scheint sie gehindert zu haben, durch einen entschlossenen Schritt ihre Verlegenheit zu endigen. Da aber ihr erster Geliebter bei ihr gewesen war und Abschied von ihr genommen hatte, da mochte ihre Liebe in voller Stärke erwachen, da mochte es ihr unerträglich dünken, einem Andern ihre Hand zu geben, und aus Mangel an Entschlossenheit ward sie entschlossen.

X.

Selbstmord, die Folge verliebter Schwärmerei.

„Während unsrer Anwesenheit in Berlin, erzählt der bekannte Theaterdirektor und Schauspieldichter Brandes *), der eine vorzüglich schöne und liebenswürdige Tochter hatte, erschien ein junger Reisender, welcher in dem Hause, wo wir wohnten, einige Zimmer miethete, sich aber, gleich einem Gefangenen, eingeschlossen hielt. Mein Hauswirth berichtete mir, daß dieser Unbekannte, der sich für einen Doktor der Medicin ausgegeben hatte, äußerst niedergeschlagen und schüchtern sey, und nicht den geringsten Umgang unterhalte. Weil er auch für uns fortwährend unsichtbar blieb, und mir die Ursache seiner Schwermuth gänzlich unbekannt war, so konnte ich ihm auch nichts, als mein Bedauern, gewähren.

Einige Zeit nach unsrer Abreise schrieb mir einer meiner Freunde, daß dieser junge Mann unmittelbar

*) s. die Schrift: Meine Lebensgeschichte von J. C. Brandes B. II. S. 335—36.

nach unsrer Entfernung die Zimmer, welche wir bewohnt hatten, bezogen, und besonders das Kabinet meiner Tochter zu seinem Lieblingsaufenthalte gewählt habe. Einige Tage darauf wäre in seinem Zimmer um Mitternacht ein Schuß gefallen; man hätte sogleich die verschlossene Thür erbrochen und den Fremden todt in seinem Blute schwimmend gefunden. In dem nämlichen Kabinete hieng eine Silhouette meiner Tochter, die einzige Verzierung seiner Wohnung. Dies Bildniß, sein Trübsinn und der Umstand, daß er unsre Zimmer so eilig bezogen hatte, gaben gegründeten Anlaß zu der Vermuthung, daß der Unglückliche wahrscheinlich in Hamburg eine Neigung zu meiner Tochter gefaßt habe, ihr hierher gefolgt, aber zu schüchtern gewesen sey, seine Liebe zu entdecken, und jezt, da wir in eine entfernte Gegend gereist waren, und er keine Hoffnung hatte, meine Tochter je wiederzusehen, den unglücklichen Entschluß, sich das Leben zu nehmen, gefaßt habe."

Aehnlich diesem Thoren ist ein anderer junger Mensch, Namens Klaiber, welcher sich im Jahre 1799 zu Pforzheim erschoß *). Er hatte sich in ein Mädchen von sechszehn Jahren, das er beim Tanzen kennen lernte, verliebt. Da diese bald hernach starb, schlich er sich an eben dem Tage, da sie begraben werden sollte, auf den allgemeinen Kirchhof, und erschoß sich hier an einem offenen Grabe, das er für dieses Mädchen bestimmt glaubte, worin er sich aber geirrt hatte. Er hatte sich mit dem Gesicht gegen das Grab gewendet, und mochte die Absicht gehabt haben, in das Grab zu stürzen. Der Pistolenschuß warf ihn aber

zurück,

*) Diese Erzählung ist entlehnt aus den Nationalzeitungen der Teutschen. Jahrgang 1799. S. 1036.

zurück, indem er ihm die linke Seite der obern Hirnschaale sammt dem Gehirne wegnahm. Man fand unter dem Glase seiner Taschenuhr ein Zettelchen mit den Worten: „Begrabt mich doch bei dieser guten Luise!“ *)

Wenn man die Römerinnen, welche treue Liebe zum Selbstmorde leitete, für edle Seelen, und die, welche als Opfer betrogener oder hoffnungsloser Liebe fielen, für Unglückliche erklären muß, so kann man die, welche verliebte Schwärmerei zum Selbstmorde brachte, für nichts, als für Thoren halten, die man belachen würde, wenn nicht ihr tragisches Ende das Mitleid rege machte. Gegen ein Mädchen, das man einige Male auf der Bühne oder beim Tanze sah, kann man nicht eigentlich Liebe empfinden, sondern man kann nur in sie verliebt seyn. Wenn es nun aber schon einen ziemlichen Grad von Thorheit verräth, sich in ein Mädchen, das man einmal tanzen sah oder singen hörte, sterblich zu verlieben, so scheint die Thorheit dessen, der sich durch den Verlust einer solchen Geliebten zum Selbstmorde bringen läßt, nahe an Wahnsinn zu grenzen. Es muß in der That die größte Exaltation der Einbildungskraft vorhanden seyn, wenn man in ein Mädchen, das man nicht einmal sprach, dessen Verstand und Charakter man nicht kennen lernte,

*) Wenn in den Nationalzeitungen erzählt wird, man habe diesen Menschen so ehrenvoll begraben, als es gewiß nicht geschehen seyn würde, wenn er eines natürlichen Todes gestorben wäre, so kann man dies nicht anders, als mißbilligen. Die Verirrungen des menschlichen Herzens verdienen zwar unser Mitleid, nicht aber unsre Billigung, und es ist unweise, demjenigen Zeichen von Achtung zu geben, welcher, nach dem Urtheile jedes Vernünftigen, thöricht gehandelt hat.

von der man noch keine Beweise von Liebe und Anhänglichkeit erhalten hat, so verliebt werden kann, daß man seine ganze Glückseligkeit an den Gedanken ihres Besitzes kettet. Vielleicht aber mischt sich auch die Eitelkeit ein, vielleicht ermordete sich wenigstens der zweite junge Mensch, von dem ich Nachricht gegeben habe, weil er Aufsehen erregen und auf eine tragische Weise sterben wollte. Ist dies aber der Fall nicht, so muß die Phantasie da, wo verliebte Schwärmerei Selbstmord zur Folge hat, auf eine außerordentliche Weise erhitzt seyn, und einen Zustand hervorgebracht haben, welcher nahe an Wahnsinn grenzt. Und diese widernatürliche Spannung der Einbildungskraft hervorzubringen, kann ohnstreitig das Lesen mancher Arten von Schriften, z. B. der Leiden Werthers und ähnlicher nicht wenig beitragen.

Ich beschließe die Nachrichten von den Selbstmördern, die es durch Liebe wurden, mit der Bemerkung, daß es scheint, als ob in der alten Welt, so weit ich wenigstens das Alterthum kenne, äußerst Wenige durch betrogene und hoffnungslose Liebe, noch viel weniger aber durch verliebte Schwärmerei zum Selbstmorde geleitet worden wären. Die Römerinnen, welche den Verlust ihrer Gatten nicht überleben wollten, gehören nicht in diese Klasse, und ich erinnere mich nicht, daß die Schriftsteller der alten Welt, nicht einmal die spätern römischen Geschichtschreiber, die doch so vieler Selbstmörder gedenken, betrogene oder hoffnungslose Liebende erwähnten, die sich das Leben genommen hätten. Vielleicht kommt dies daher, daß sich unter den Griechen und Römern, wenigstens in den frühern Zeiten, die Geschlechter einander seltener, als es bei uns zu geschehen pflegt,

näherten; vielleicht waren weniger Ursachen vorhanden, durch welche die Phantasie exaltirt werden konnte; vielleicht hielten es die griechischen und römischen Schriftsteller nicht der Mühe werth, die Nachrichten von dem Tode solcher Menschen aufzuzeichnen und der Nachwelt zu übergeben.

XI.

Selbstmord aus Anhänglichkeit an der bestehenden Verfassung des Staates.

Kein Selbstmord hat so viel Celebrität erhalten, ist so oft erwähnt, und, besonders von den römischen Schriftstellern, so laut gepriesen worden, als der des Cato; welches theils der Charakter dieses Mannes, den strenge Gerechtigkeitsliebe und unerschütterliche Festigkeit auszeichnete, theils die Kälte und Besonnenheit, mit der er sich das Leben nahm, bewirkt hat. Da der Selbstmord Cato's nicht blos bekannt, sondern auch höchst merkwürdig ist, und Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen darbietet, so trage ich nicht Bedenken, der Beschreibung der letzten Stunden dieses Mannes einige Blätter zu widmen.

Pompejus, den die Freunde der republikanischen Verfassung als die Stütze der römischen Freiheit betrachtet hatten, war bei Pharsalus gänzlich geschlagen, und bald darauf, durch die Treulosigkeit vermeintlicher Freunde, ermordet worden. Mit dem Tode dieses Mannes erlosch die Hoffnung, daß die bestehende Verfassung erhalten und der ehrgeitzige Cäsar in die Schran-

ken des Privatlebens zurückgedrängt werden könne. Mit der größten Wahrscheinlichkeit ließ es sich vorhersehen, daß der siegreiche Cäsar in kurzer Zeit seine noch übrigen Feinde besiegen, die bestehende Verfassung umstürzen und sich zum Alleinherrscher emporschwingen werde. Sobald Cäsar den Pompejus besiegt hatte, eilte er nach Afrika, und gieng, da er bald die Nachricht von seinem Tode erhielt, auf Utika los, wo Cato, um den sich nach Pompejus Tode die Freunde der römischen Freiheit versammelt hatten, verweilte. Sobald die Nachricht von Cäsar's Ankunft, ich fahre nun mit Appian's *) Worten fort, nach Utika kam, floh Alles, und Cato, weit entfernt, die Fliehenden zurückzuhalten, gab den vornehmen Römern Schiffe, wenn sie welche verlangten. Er selbst aber blieb in Utika, und da die Bewohner dieser Stadt versicherten, sie wollten eher für ihn, als für sich selbst bitten, antwortete er lächelnd, er brauche Niemanden, der sich für ihn beim Cäsar verwende, wie dies Cäsar selbst wisse. Dann versiegelte er den öffentlichen Schatz und übergab den Magistratspersonen die Dokumente. Gegen Abend badete er, aß, und zwar sitzend, wie er es nach dem Tode des Pompejus zu thun pflegte, und wich auch nicht im Geringsten von seiner gewöhnlichen Lebensweise ab, indem er weder mehr, noch weniger, als sonst, aß, unterredete sich dann mit seinen Freunden über die, welche abgereist waren, und fragte, ob sie günstigen Wind hätten und ob sie wohl weit genug entfernt wären, um nicht vom Cäsar, wenn er den nächsten Morgen ankäme, erreicht zu werden. Auch da, als er schlafen gieng, bemerkte man keine Verän-

*) s. dessen Schrift de bellis civilibus L. II. c. 98—99. p. 309—12. ed. Schweig. Im Wesentlichen stimmt Plutarch mit dieser Erzählung überein s. Vitam Catonis c. 67 sq. vol. V. ed. Hutten p. 124 sq.

derung in seinem Betragen, nur dies nahm man wahr, daß er seinen Sohn inniger an sein Herz drückte. Als er aber sein Schwerd, das gewöhnlich neben seinem Bette lag, nicht fand, sagte er, seine Leute verriethen ihn, da er ja keine Waffen hätte, wenn er während der Nacht von den Feinden angegriffen würde. Da ihn seine Freunde baten, nichts gegen sich zu unternehmen und lieber ohne Schwerd zu schlafen, bestätigte er ihren Verdacht, indem er sagte: „Kann ich mich denn nicht, wenn ich einmal sterben will, mit meinem Kleide erdrosseln, oder den Kopf gegen die Mauern rennen, oder mich von der Höhe herabstürzen, oder den Othem so lange an mich halten, bis ich nie wieder athme?“ Durch diese und ähnliche Gründe brachte er seine Leute dahin, daß sie das Schwerd an seinen Ort legten. Als dies geschehen war, ließ er sich Plato's Phädon geben und las diese Schrift.

Nachdem er diese Schrift, welche von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele handelt, gelesen hatte, und vermuthete, daß die, welche die Wache an der Thür hatten, eingeschlafen wären, stieß er sich das Schwerd in den Leib. Da die Eingeweide hervorstürzten und ihm ein Seufzer entfuhr, eilten die, welche an der Thür standen, herbei, und die Aerzte, als sie sahen, daß die Eingeweide unverletzt waren, drängten sie sie in den Leib zurück, nähten die Wunde zu und verbanden sie. Cato, als er wieder zu sich selbst gekommen war, tadelte sich, daß er sich so leicht verwundet hatte, stellte sich aber, als ob er es denen, die ihn verbunden hatten, Dank wisse, und setzte hinzu, daß er jetzt des Schlafes bedürfe. Als sich seine Leute entfernt, das Schwerd mitgenommen, und, weil sie glaubten, er ruhe, die Thür verschlossen hatten, riß Cato, der sich gestellt hatte, als ob er schliefe, in aller

Stille den Verband ab, öffnete die zusammengenähete Wunde, zog die Eingeweide heraus und zerriß sie, bis er endlich starb.

Mehrere Umstände vereinigen sich, diesen Selbstmord höchst merkwürdig zu machen. Der, der ihn begieng, war der geachteste Mann seines Zeitalters, hatte sein ganzes Leben dem Dienste des Vaterlandes gewidmet, den Verderbnissen seiner Zeit nachdrucksvoll entgegengewirkt, und in allen Verhältnissen des Lebens ruhige Besonnenheit, Standhaftigkeit, Beharrlichkeit und unverbrüchliche Rechtschaffenheit bewiesen. Und diesen Charakter verläugnete er auch in den letzten Stunden seines Lebens nicht. Mit ruhiger Ueberlegung, ohne von einem Affekte, ohne von einer Leidenschaft in Bewegung gesetzt zu werden, beschloß er den Tod. Nicht wie ein gemeiner, frivoler Mensch, der die Fähigkeit zu ernsten Betrachtungen verlohren hat, verließ er das Leben; sondern beschäftigte sich in seinen letzten Stunden mit dem großen Gedanken der Unsterblichkeit, indem er sich das in's Gedächtniß rief, was Plato und sein großer Lehrer Sokrates über diesen wichtigen Gegenstand gesagt hatten. Und da, als er einmal zu sterben beschlossen hatte, beharrte er mit unerschütterlicher Festigkeit bei seinem Entschlusse. Er verfehlte den Tod, er lebte fort, nachdem er sich verwundet hatte, und vielleicht erwachte auch bei ihm, wie dies der Fall bei so Vielen, die den Tod verfehlten, gewesen ist, die Liebe zum Leben wieder. Aber er hatte es einmal beschlossen, und hatte nie einen einmal gefaßten Entschluß geändert.

So leicht sich das auffinden läßt, was diesen Selbstmord merkwürdig macht, eben so leicht läßt er sich aus dem Charakter Cato's erklären. Die republi-

kanische Staatsverfassung war die, welche er für die vollkommenste hielt, sein ganzes Leben hindurch war er bemüht gewesen, sie zu schützen und aufrecht zu erhalten, ein römischer Bürger, dies war seine Ueberzeugung, kann nur in einem freien Staate glücklich leben und seine Würde behaupten. Natürlich mußte ihm daher Cäsar's Sieg und die unausbleibliche Folge desselben, der Umsturz der Freiheit, höchst empfindlich seyn. Sein höchstes Gut war dahin, sein Leben hatte keinen Zweck mehr. Bei seiner Festigkeit und Beharrlichkeit, die zuweilen nahe an Trotz und Eigensinn grenzte, war es ihm nicht möglich, seine Grundsätze und sein Verhalten zu ändern. Er fühlte es, daß er sich in eine andere Staatsverfassung nicht fügen, daß er unter veränderten Verhältnissen nicht wirken und nicht glücklich seyn könne. Der Untergang des Staates mußte auch der seinige seyn.

Eine andere Frage ist es, ob dieser Charakter vollkommen war, und ob der Selbstmord, der aus ihm entsprang, in den Vorzügen oder in den Mängeln desselben seinen letzten Grund hatte. Ich kann diese Frage nicht besser beantworten, als es von Garve geschehen ist. „Ohnstreitig, sagt dieser Philosoph *), war in Cato's Charakter Eine Tugend von großem Werthe und in einem hohen Grade; aber im Ganzen war er einseitig entwickelt. Standhaftigkeit, Muth, reinen Verstand, Gerechtigkeitsliebe, waren sehr weit ausgebildet; aber Empfindlichkeit des Herzens, die Geschmeidigkeit des Verstandes, welche ein Theil der Klugheit, die Bescheidenheit der Hoffnungen und Ansprüche, welche ein Theil der Mäßigung ist, waren

*) s. die Anmerkungen zum ersten Buche von Cicero's Schrift de Off. S. 215—17.

merklich zurückgeblieben. Da es in allen Situationen des Lebens, unter allen Regierungsformen Menschen und gute Menschen giebt: so muß sich darin leben, auch glücklich und tugendhaft leben lassen. Derjenige ist gewiß der Vollkommenste, welcher es versteht, in allen seine Rolle zu spielen; sowohl ein guter Republikaner, als ein guter Unterthan der Monarchie zu seyn. Wer durchaus nur in einer einzigen Verfassung seiner äußern Umstände leben und handeln und zufrieden seyn konn; der zeigt eben dadurch schon einen Mangel seiner Natur, einen Mangel nämlich an allen den Fähigkeiten und Neigungen, welche sich auf die andern Lagen im menschlichen Leben beziehen. Dies war nicht der einzige Fall im Leben des Cato, wo seine Tugend, weil sie einseitig war, unrechte Handlungen hervorbrachte. Fehltritte dieser Art wirft ihm Cicero oft mit Recht vor. Er war standhaft im Guten, aber auch hartnäckig in Vorurtheilen, auch eigensinnig bei bloßen Formalitäten. Er hieng an gewissen Grundsätzen so fest, daß er sie auch alsdann nicht verließ, wenn sie falsch wurden. Diese Steifigkeit des Verstandes (wenn ich so sagen darf), die ihn hinderte, neue Grundsätze bei veränderter Lage der Dinge anzunehmen; diese Unfähigkeit, sich in eine neue Form zu schicken, und in derselben anständig zu handeln; das völlige Entsagen auf alle dem Staate zu leistende Dienste, wenn er sie nicht durch sein Ansehen im Senate und auf die gewohnte Weise ihm leisten konnte; die Gleichgültigkeit gegen häusliche Freuden und Pflichten, die immer noch zu genießen und auszuüben übrig bleiben, wenn das Staatsleben vorbei ist, alles das, was im Grunde seinen Entschluß zu sterben veranlaßt, waren Mängel, welche daher entstanden, weil von menschlichen Tugenden und Anlagen sich vornehmlich nur eine ausgebildet hatte. Die Ursache,

warum mit seinem Charakter die Handlung des Selbstmordes übereinstimmte, lag nicht in der Vollkommenheit dieses Charakters, sondern in seinen Fehlern. Es war nicht seine Stärke und sein Muth, sondern seine Schwäche und das Unvermögen, in einer ungewohnten Lebensart sich schicklich zu betragen, welche ihm das Schwerd in die Hand gab."

XII.

Selbstmord, veranlaßt durch aufopfernde Freundschaft und bewirkt durch Furcht vor Schande.

Der Herr von Arenswald *), Hauptmann bei der Leibgrenadier-Garde zu D**, war, nach dem Zeugnisse seiner Bekannten, ein biedrer, rechtschaffner und menschenfreundlicher Mann. Er besaß mehr Kenntnisse, Einsichten und Lektüre, als Viele seines Standes, und schien zur Freundschaft gebohren zu seyn, ob er gleich sein Herz nicht jedem entgegentrug. Er hatte Abscheu vor schlechten Handlungen, und seine Begriffe von Ehre waren beinahe überspannt. Im Umgange war er heiter und munter, und nur kurze Zeit vor seinem Tode ließ er einen gewissen Ernst blicken, den man vorher nicht an ihm bemerkt hatte.

*) Die hier mitgetheilten Nachrichten sind aus folgender Schrift entlehnt: Authentische Briefe des Hauptmanns von Arenswald, der sich am 19ten Sept. 1781. erschoß, nebst der Geschichte seines Todes mit Anmerkungen herausgegeben. Frankfurt und Leipzig. 1782.

Gegen seine Untergebenen war er nachsichtig und wohlwollend, und ward wie ein Vater von seinen Soldaten geliebt. Mit diesen Vorzügen des Geistes und des Herzens verband er eine angenehme Gestalt und eine einnehmende Physiognomie, durch welche er Achtung, Wohlwollen und Zutrauen einflößte. Nur seine religiösen Ueberzeugungen hatte er, wie sein Biograph bemerkt, nicht in's Reine gebracht, und sich mehr auf die Seite des Unglaubens geneigt; welches durch seinen mangelhaften Jugendunterricht, durch das häufige Lesen der Schriften Voltair's und Helvetius, durch den Umgang mit Menschen, welche leichtsinnig von der Religion sprachen, und durch den immerwährenden Strudel von Beschäftigungen, Lustbarkeiten und Gesellschaften bewirkt worden war, der ihn gehindert hatte, zu der Ruhe und der Stille der Seele zu kommen, die erfordert wird, wenn der Mensch über die wichtigsten Angelegenheiten seines Geschlechts einig mit sich selbst werden will.

Ein Hauptzug seines Charakters war tiefe Empfindung, und eine daraus entspringende außerordentliche Empfänglichkeit für Freundschaft, in der er bis zum Enthusiasmus stieg. Und hierin lag die erste Ursache seines nachmaligen Unglücks. Sein Unstern brachte ihn in die Bekanntschaft eines fremden Kavaliers, der sich geraume Zeit in D** aufhielt. Dieser junge Mann war der Alcibiades der neuern Zeiten in Hinsicht auf seine Talente, Figur und Umgang. Er zog bald eine Menge junger Leute an sich, die sich, vom Zauber seiner unwiderstehlichen Annehmlichkeiten hingerissen, innigst mit ihm verbanden, und zu einer ewigen Freundschaft unter einander verbrüderten. Man hatte keine geringere Absicht, als das höchste Ideal einer uneigennützigen Freundschaft zu realisiren. Man

entwarf einen Plan, wornach dies herrliche Unternehmen ausgeführt werden sollte; man kam an gewissen Tagen zusammen (und diese Zusammenkünfte waren eine Akademie der Freundschaft, wozu Niemand, als Initiirte, den Zutritt erlangte); man entwarf zur Vollendung dieses Meisterstücks des Betruges von der einen und der Schwärmerei von der andern Seite einen Kodex der Freundschaft, zu dessen genauen Befolgung sich alle Mitglieder verbindlich machten. Ein Hauptgesetz in diesem Gesetzbuche der Freundschaft war die Gemeinschaft der Güter. Durch dieses Gesetz bestimmt sagte Arenswald für einen Officier, welcher mit ihm bei der Garde stand, als er von der Armee abgieng, gut. Er hatte versprochen, ihn nach und nach zu bezahlen; hielt aber nicht Wort. Diese Bürgschaft war die erste Ursache von Arenswalds Unglück, denn da er von den Gläubigern seines Freundes verfolgt ward, so nahm er immer neue Kapitale auf, und da er diese übermäßig verzinsen mußte, und überdies kein sonderlicher Wirth war, so näherte er sich immer mehr und mehr dem Zeitpunkte, wo er sich der öffentlichen Schande hätte blos stellen müssen. Da er, wie schon erinnert worden, überspannte Begriffe von der Ehre hatte, so faßte er, da hierzu noch die Unzufriedenheit mit seinem Stande kam, und keine Grundsätze der Religion und der Moral seinem Lebensüberdrusse entgegenwirkten, den Entschluß, seiner peinlichen Lage durch den Selbstmord ein Ende zu machen. Diesen Vorsatz trug er mehrere Jahre mit sich umher, ohne sich, selbst gegen seine vertrautesten Freunde, etwas merken zu lassen, und man erfuhr ihn nicht eher, als bis er ausgeführt war.

Am Michaelistage des Jahres 1781 war er früh zur Kour, wo er sich mit verschiedenen Herren mit der

gewöhnlichen Heiterkeit unterredete. Nachmittags gieng er mit einigen Freunden nach Bloßwitz, einem benachbarten Dorfe. Man unterredete sich, wie gewöhnlich, von allerhand gleichgültigen Dingen. Scherz und Ernst wechselten ab, doch schien letzterer diesmal die Oberhand zu haben. Arenswald legte sich in's Gras, blickte mit unverwandten Augen gen Himmel, und brach endlich in die Worte aus: Wie schön mag es dort oben in der bessern Welt seyn! Vielleicht weiß ich morgen aus Erfahrung, wie den Himmelsbürgern zu Muthe ist. Seine Freunde wurden aufmerksam und fragten, was er damit meine? Nichts, antwortete er, als daß kein Mensch seines Lebens einen Augenblick sicher ist. Als der Lieutnant B**, der neben ihm auf dem Rasen saß, zu ihm sagte: Hier ist ein gutes Ruheplätzchen, so wohl wird ihnen morgen auf der Wache nicht seyn, antwortete er: Das ist wohl wahr, aber ich weiß doch noch ein besseres — dort oben. Nachdem sie zur Stadt zurückgekommen und aus einander gegangen waren, fiel es doch einem, der von der Gesellschaft gewesen war, ein, daß Arenswald vielleicht eine Ahnung gehabt haben könne. Er schickte seinen Bedienten zu ihm, der aber den Hauptmann an seinem Schreibepulte fand und mit dieser Nachricht seinen Herrn beruhigte. Der treue und ehrliche Bediente des Hauptmanns kam, um ihn auszukleiden. Er schickte ihn aber wieder fort. Lege dich nur schlafen, sagte er, ich habe noch sehr viel zu schreiben, und will mich diesmal selbst auskleiden. Als der Bediente am andern Morgen seinen Herrn wecken wollte, fand er ihn nicht im Bette. Erschrocken eilte er in den Alkoven, wo er ihn am Abende schreibend verlassen hatte, und fand ihn in seiner Uniform, worin er Tags zuvor bei Hofe gewesen war, todt im Lehnstuhle sitzen. Das Pistol lag zu seinen Füßen. Es war blos mit Pulver

geladen gewesen, kein Mensch hatte einen Knall gehört und er war blos durch den Pulverdampf erstickt. Auf dem Tische lagen viele zugesiegelte Briefe und ein offner Zeddel an seinen Bedienten mit 50 Rthlr. und einem Louisd'or. In diesem Billet dankte er ihm in den rührendsten Ausdrücken für seine treuen Dienste, ermahnte ihn, seinen Tod nicht allzusehr zu Herzen zu nehmen, und bat ihn, die Briefe an die Behörde zu bestellen. In diesen Briefen nahm er Abschied von seinen Freunden, suchte seine That zu entschuldigen, und bat einen seiner Bekannten, er möge seine achtzigjährige Mutter von seinem Tode benachrichtigen, ihr aber sagen, er sey an einem Fieber gestorben.

Wäre Arenswald durch nichts, als durch die Verlegenheit, in die ihn seine Schulden brachten, zum Selbstmorde geleitet worden, so wäre es nicht der Mühe werth, ihn zu erwähnen, da es etwas sehr Gewöhnliches ist, daß sich Menschen ohne Grundsätze, wenn sie nicht im Stande sind, ihre Schulden zu bezahlen, das Leben nehmen. Allein die Ursache, die ihn bewog, Schulden zu machen, ist gewiß nur bei wenig Menschen die Veranlassung ihres Unglücks. Es gehört in der That nicht wenig Selbstverläugnung dazu, sich für einen Andern, ohne hinlänglich gesichert zu seyn, zu verbürgen, und es verräth Edelmuth, sich nicht über den, durch den man unglücklich ward, zu beklagen. Und gesetzt auch, eine gewisse Schwärmerei hätte Antheil an dieser Handlung gehabt, so kann doch der, der einer solchen Schwärmerei fähig ist, kein gemeiner Mensch seyn. Außerdem wird Arenswald theils durch die Ueberlegung, mit welcher er handelte, theils dadurch interessant, daß er den unangenehmen Folgen und Eindrücken, welche seine That hervorbringen konnte, so viel als möglich vorzubeugen suchte.

Betrachtete er gleich den Selbstmord aus einem falschen Gesichtspunkte, so hatte er doch über den Schritt, den er thun wollte, nachgedacht, so hielt er ihn doch aus Gründen für zulässig (denn dies versichert sein Biograph ausdrücklich), und warf sich nicht, wie ein gemeiner Selbstmörder, blindlings dem Tode in die Arme. Wenn es dem gewöhnlichen Selbstmörder nur darum zu thun ist, das Leben, das ihm zur Last wird, von sich zu werfen, und er sich wenig um den Eindruck, den seine That auf Andere machen, und um die Folgen, die sie für sie haben könnte, zu bekümmern pflegt; so suchte Arenswald das Schicksal seines treuen Bedienten zu erleichtern, den Kummer seiner Mutter zu vermindern und zu verhüten, daß ihn nicht seine That um die Achtung und Liebe seiner Freunde bringe.

So wie das Gute seines Charakters das ist, was ihn zu einem interessanten Selbstmörder macht: so ist das Fehlerhafte desselben das, woraus sich sein Selbstmord sehr natürlich erklären läßt. Ein Hang zur Schwärmerei machte ihn zu excentrischen Handlungen geneigt; ein überspanntes, durch die Verhältnisse seines Standes genährtes Ehrgefühl machte ihm den Gedanken, als ein insolventer Schuldner zu erscheinen, unerträglich; der Mangel an Religiosität verhinderte es, daß die Grundsätze auf sein Gemüth wirkten, die dem Menschen auch ein lästiges Daseyn ertragen lehren; und so läßt es sich begreifen, wie Arenswald zum Selbstmorde geleitet ward. Hierzu kam noch, daß er, wie sein Biograph berichtet, in dem letzten Theile seines Lebens Werthers Leiden und solche Trauerspiele, die mit dem Selbstmorde enden, zu seiner Lieblingslektüre wählte, wodurch nothwendig seine Phantasie erhitzt und sein Gemüth so vertraut mit dem Gedanken des Selbstmordes werden mußte, daß er nach und nach

das Furchtbare und Schaudererregende verlohr, das er für die meisten Menschen zu haben pflegt.

Die Bemerkung, daß der Selbstmord stets, auch dann, wann er von Menschen, die in vieler Hinsicht liebens- und achtenswerth sind, begangen wird, seinen letzten Grund in fehlerhaften Beschaffenheiten ihres Charakters oder in irrigen Grundsätzen hat, wird auch durch Arenswalds Beispiel bestätiget. Ein überspanntes Ehrgefühl ist ein eben so fehlerhafter Charakterzug, als Gleichgültigkeit gegen Ehre und Schande, so wie Niemand den Hang zur Schwärmerei zum Außerordentlichen und Excentrischen für eine Vollkommenheit des Gefühlsvermögens erklären wird. Und wer nicht glaubt an eine Vorsehung, unter deren Leitung sein Schicksal stehe, deren Willen er sich mit Geduld und Ergebung unterwerfen müsse, wer nicht hofft auf eine bessere Zukunft, auf eine Zeit der Vergeltung, hegt, wenigstens nach meiner Ueberzeugung, irrige Grundsätze.

XIII.

Selbstmord, bewirkt durch die Furcht vor dem Verluste der Keuschheit und Unschuld.

Der Kampf der Freiheit ehrt, müßt ihr die That auch tadeln!
Sagt! ob ihr den verdammen dürft,
Ihn, der im Drang sein Leben zu entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft?

Diedge.

Der Fall, daß ein Mann den Nachstellungen der Verführung nicht anders, als durch den Tod, entgehen kann, ist nur da möglich, wo das Laster der Knabenschänderei herrscht. In Griechenland war es bekanntlich weit verbreitet, und ob schon die häufigen Beispiele desselben die Vorstellung von seiner Schändlichkeit in den Gemüthern sehr Vieler geschwächt hatten, so macht uns doch die griechische Geschichte mit einem Jünglinge bekannt, der sich lieber in die Arme des Todes, als in die des Verführers warf *).

*) Die hier mitgetheilte Anekdote erzählt Plutarch in Vita Demetrii cap. 24. s. Opera Plutarchi ex ed. Hutten. vol. VI. p. 29.

Zu der Zeit, da Demetrius, den die Athenienser zu Hülfe gerufen hatten, als Sieger und Retter dieser Nation in Athen eingezogen war, und sich hier den zügellosesten Ausschweifungen überließ, lebte in dieser Stadt ein Jüngling, Demokles, der nur unter dem Namen des schönen Demokles bekannt war. Viele hatten ihm nachgestellt, und ihn bald durch Geschenke, bald durch Drohungen, bald durch andere Mittel in ihr Netz zu ziehen gesucht. Aber keinem hatte sich der Jüngling ergeben, und, um allen Nachstellungen zu entgehen, verließ er die Kampfplätze und Gymnasien, und gieng, wenn er sich badete, in das Bad eines Privatmanns. Bald hörte Demetrius von diesem Jünglinge. Um seine unreinen Triebe zu stillen, lauerte er ihn einmal, da er in's Bad gieng, ab, und überraschte den einsamen Jüngling. Als sich dieser einsam und verlassen sah und fürchtete, dem Verführer unterliegen zu müssen, riß er die Decke von dem Behältnisse des Badewassers ab, sprang in das kochende Wasser und tödtete sich.

Oefterer als der Mann kommt das Weib in Gefahr, seine Tugend zu verliehren, und es hat daher auch mehrere Weiber, als Männer, gegeben, die sich, um ihre Keuschheit und Unschuld zu retten, dem Tode in die Arme warfen. Zwei Beispiele aus dem christlichen Alterthume werden hier nicht am unrechten Orte stehen.

Als sich, erzählt Eusebius *), der siegreiche Maxentius Rom's bemächtiget hatte, überließ er sich

*) In Vita Constantini L. I, c, 34.

den zügellosesten Wollüsten. Unter andern zog auch die Frau eines vornehmen Römers, der ein obrigkeitliches Amt bekleidete, seine Aufmerksamkeit auf sich. Als dies Weib hörte, daß die Diener des Tyrannen vor der Thüre ihrer Wohnung stünden, und daß ihr Mann aus Furcht in ihre Entehrung gewilliget habe, bat sie, man möchte ihr nur einen Augenblick Aufschub gestatten, damit sie sich anständig kleiden und schmücken könne. Sobald sie Aufschub erhalten hatte, gieng sie in ihr Zimmer, bohrte sich ein Schwerd in die Brust, und hauchte augenblicklich ihr Leben aus, so daß nichts, als ihr Leichnam, in die Hände der Diener des Tyrannen fiel.

Während einer Verfolgung, die sich zu Antiochien ereignete, und um so schrecklicher war, da nicht nur die Obrigkeiten und Soldaten die Christen angriffen, sondern auch Eltern gegen ihre Kinder, Brüder gegen Brüder, Verwandte gegen Verwandte wütheten, verließ eine allgemein geachtete Frau, Namens Domnina, mit ihren beiden Töchtern, Bernice und Prosdoce, während des Kampfes und Getümmels, ihre Stadt, ihr Haus und ihre Anverwandten, und wanderte nach Edessa. Das Haus, das sie bewohnten, war, während daß sie schliefen, angesteckt worden. Aufgeschreckt durch das Getümmel waren sie aufgesprungen, und hatten nichts, als das Leben, gerettet. Wenn man bedenkt, wie sie aller Bequemlichkeiten beraubt, umringt von Gefahren und Feinden, ihre Reise antraten, muß man ihren Muth, ihre Seelengröße und ihren Glauben bewundern. Sie giengen, wie schon gesagt, nach Edessa, wo man sie aufnahm und ihnen Schutz gewährte. Aber bald kundschafteten ihre Feinde ihren Zufluchtsort aus, und ihr Mann und

Vater erschien selbst, von Soldaten begleitet, um sie zurückzuführen. Die Mutter fürchtete von den rohen Kriegern fü[r] die Tugend ihrer Töchter. Als sich daher die Soldaten in der Nähe eines Flusses, wo man sich gelagert hatte, den Freuden des Essens und des Trinkens überließen, entfernte sie sich mit ihren Töchtern, erinnerte sie, wie sie in Gefahr wären, ihre größte Tugend, ihre Unschuld, zu verliehren, führte sie nach dem nahen Strohme und gemeinschaftlich übergaben sie sich seinen Fluten *).

Unter die Opfer der Keuschheit verdient auch noch Bianka **), die Gattin eines Bürgers von Padua, Namens Forta, gerechnet zu werden. Ihr Mann war bei der Einnahme von Bassano, dessen Gouverneur er war, erschlagen worden, und Bianka fiel, nach verdoppelter Anstrengung des Muths den Platz zu vertheidigen, in die Gewalt des Tyrannen Acciolino, der ihn belagerte. Die Grazie und das majestätische Betragen der Gefangenen machte einen so lebhaften Eindruck auf den Sieger, daß er die heftigste Neigung zu ihr faßte, und sie, da sie seinen Anträgen kein Gehör gab, zwingen wollte, seine Begierden zu befriedigen. Nur ein Sprung aus dem Fenster rettete sie, und entzog sie den

*) Diese Erzählung ist theils aus des Eusebius X. E. L. VIII. c. 12. theils aus des Chrysostomus Lobrede εις τας ἁγιας μαρτυρας, Βερνικην και Προσδοκην παρθενυς και Δομνιναν την μητερα αὐτων s. Opp. Chrysost. (Eton. 1612.) tom. V. p. 473—83. so entlehnt worden, daß man sich bemüht hat, den einen Schriftsteller aus dem andern zu ergänzen.

**) s. das Neue historisch-biographische Handwörterbuch von Joh. Gottfr. Grohmann. Th. I. S. 279.

Armen des Wollüstlings. Die Zeit, welche die Heilung der durch den Fall verursachten Wunden erforderte, löschte die unreinen Flammen des Tyrannen nicht aus. Nachdem er alle Künste der Verführung erschöpft hatte, ließ er sie auf ein Bette binden, um seine zügellose Leidenschaft an ihr abzukühlen. Das gemißhandelte Weib verbarg ihre Verzweiflung, und bat um die Erlaubniß, den Leichnam ihres Gatten noch einmal sehen zu dürfen. Man gewährt ihr diese Bitte, führt sie zum Grabe und öffnet es. Aber kaum hat man es geöffnet, so stürzt sie sich in dasselbe, und zieht mit außerordentlicher Anstrengung ihrer Kräfte den Stein, der das Grabmal bedeckte, auf sich herab, und wird von ihm zerschmettert. Diese tragische Begebenheit trug sich zu im Jahr 1233.

Die Empfindungen, welche diese Erzählungen in tugendliebenden Menschen veranlassen, sind gewiß, außer dem Mitleiden mit jenen Unglücklichen und dem Unwillen gegen die, von denen sie gemißhandelt wurden, ein gewisses Wohlgefallen an der That dieser Heldinnen und Bewunderung ihres Muthes und ihrer Entschlossenheit. Eine That, durch die sich die Macht der Freiheit, die Macht des Willens über den stärksten aller Triebe und den Abscheu vor dem Laster so deutlich offenbart, können wir nicht anders, als mit Wohlgefallen betrachten. Und dieses Wohlgefallen wird dadurch nicht wenig vermehrt, daß wir gewohnt sind, die Keuschheit als die höchste Tugend des Weibes zu betrachten, die sie durch nichts, selbst nicht durch den Verlust des Lebens, zu theuer erkaufe. So wie wir die That mit Wohlgefallen betrachten, so betrachten wir die Urheber derselben mit Achtung und Bewunderung. Unsre Achtung können wir dem Weibe nicht versagen, die

eine so reine und keusche Seele hat, daß die Furcht vor Entehrung den Entschluß des Selbstmordes herbeiführt, so wie ihr die Entschlossenheit und der Muth, den die Ausführung dieses Entschlusses erfordert, Ansprüche auf unsere Bewunderung giebt.

Folgen wir aber nicht blos der Stimme der Empfindung, folgen wir den Aussprüchen der Vernunft und prüfen die That jener Selbstmörderinnen nach ihren Grundsätzen; so finden wir, daß sie aus einer gewissen, wenn ich so sagen darf, moralischen Schwärmerei und aus unrichtigen Begriffen von dem Wesen der Tugend entsprungen sey. Nicht der Körper, sagt die Vernunft, nur der Wille sündiget, ein Vergehen, zu dem du gezwungen wirst, ist kein Vergehen, weil es nicht das Werk der Freiheit ist *). Daher darf dich die Furcht vor einer Entehrung, durch die du nicht entehrt wirst, nicht bestimmen, das Leben zu verlassen und aus dem Kreise deiner Pflichten herauszutreten. Treibt dich die Furcht, deine Tugend zu verliehren, die du, wenn du sie nicht selbst hingiebst, nicht verliehren kannst, dir das Leben zu nehmen, so wirst du mehr von Empfindungen, als von Grundsätzen, so wirst du von moralischer Schwärmerei, die, so liebenswürdig sie auch ist, doch immer Schwärmerei bleibt, geleitet. Ob aber auch gleich die Ver=

*) Richtig ist es, was Augustin de Civ. Dei L. I. c. 18. sagt: Absit hic error: et hinc potius admoneamur, ita non amitti corporis sanctitatem, manente animi sanctitate, etiam corpore oppresso, sicut amittitur corporis sanctitas violata animi sanctitate, etiam corpore intacto. Quamobrem non habet quod in se morte spontanea puniat foemina, sine ulla consensione sua violenter oppressa et alieno compressa peccato.

nunft, wie jede Art des Selbstmordes, so auch den, den die Furcht vor dem Verluste der Keuschheit und Unschuld veranlaßt, mißbilliget; so bleibt doch den Selbstmörderinnen, die durch diesen Bewegrund bestimmt wurden, sich das Leben zu nehmen, unsre Achtung und Bewunderung, da nur edle, tugendliebende Gemüther einer solchen Schwärmerei fähig sind.

XIV.

Selbstmord, bewirkt durch religiöse Schwärmerei.

Schon aus der Geschichte der alten Welt läßt sich ein Beispiel eines Menschen anführen, den religiöse Schwärmerei zum Selbstmorde leitete. Denn wenn von dem Cleombrotus erzählt wird *), er habe sich, ohne daß irgend etwas vorhanden war, das ihm das Leben verbittern konnte, von einer Mauer herabgestürzt, nachdem er Plato's Phädon gelesen hatte, so kann man sich diese That nicht anders erklären, als daß man annimmt, er sey nach dem Lesen dieser Schrift von einer solchen Sehnsucht nach der Glückseligkeit, die er im Elysium erwartete, ergriffen worden, daß er sich gedrungen fühlte, das Leben zu verlassen. Da aber in dem größten Theile der alten Welt wenig religiöser Sinn geherrscht zu haben scheint, so mußten

*) s. Cic. Quaest. Tusc. L. I. c. 34. und Callimachi epigr. 28.

auch die Verirrungen desselben selten seyn, und mir wenigstens ist kein anderes Beispiel aus dem Alterthume bekannt, das hierher gerechnet werden könnte. Ueberhaupt ist die Anzahl derer, welche durch religiöse Schwärmerei zum Selbstmorde geleitet wurden, nicht groß, und ich kann daher auch nur wenige Beispiele aus der Geschichte der neuen Zeiten anführen. Das merkwürdigste ist folgendes.

Andre, Scherif Quäker zu London *), ein Mann, der in den Wissenschaften erfahren, aber der schwärmerischen Meinung zugethan war, daß der Leib der Kerker der Seele sey, ward durch den Wunsch, diesen Kerker, sobald als möglich, zu verlassen, und die Seele in den Zustand der Freiheit zu setzen, zu dem Entschlusse, sich das Leben zu nehmen, geleitet. Er ließ am 12. November 1748 ein Gastmahl zubereiten, bei welchem er, seine Frau und seine Tochter sehr lustig waren. Nach der Mahlzeit verriegelte man die Thüre, alle viere giengen gemeinschaftlich in den Keller und legten sich hier den Strick um den Hals. Bei angestellter Untersuchung fand man ein Bekenntniß, das von allen vieren unterschrieben war, und worin sie bezeugten, daß sie ihre Seelen aus dem Gefängnisse des Körpers hätten erlösen wollen. Der Mann war ohngefähr 72 Jahr alt.

Zu bedauern ist es, daß die Nachrichten von diesen sonderbaren Menschen so kurz sind, und weder eine nähere Beschreibung von ihrer Lebensart und ihrem Charakter, noch jenes Bekenntniß, dessen sie gedenken, liefern. Indessen läßt sich doch so viel aus ihnen ersehen, daß Andre und seine Familie durch religiöse Schwärmerei zum Selbstmorde geleitet wurden, wie

*) Diese Nachricht ist aus den Weimarischen Actis Historico-Ecclesiasticis B. XIII. S. 307. entlehnt.

dies der Umstand, daß sie unmittelbar vor ihrem Tode ein Mahl feierten, und bei demselben fröhlich und guter Dinge waren, unwiderlegbar beweist. Denn aus diesem Umstande läßt sich schließen, daß sie sich ihres Entschlusses freuten, und den Abschied von der Welt als eine Begebenheit betrachteten, die man, gleich andern glücklichen Ereignissen, durch ein fröhliches Fest feiern müsse.

Ich reihe an diese Erzählung die Nachricht von einem mittelbaren, ebenfalls durch religiöse Schwärmerei bewirkten Selbstmorde, die ich dem bekannten französischen Bischoffe Huetius verdanke, welcher im Jahr 1652 mit dem gelehrten Bochart nach Stockholm reiste, wohin die Königin Christina den letztern eingeladen hatte, und hier mit den Umständen dieser traurigen Begebenheit näher bekannt ward. „Es wird dem Leser nicht unangenehm seyn, schreibt Huetius *), wenn ich eine höchst sonderbare Begebenheit, die sich nicht lange vor unsrer Ankunft in Stockholm ereignete, erzähle, eine Begebenheit, die beinahe unglaublich seyn würde, wenn sie nicht das Zeugniß vieler glaubwürdigen Männer, denen ich diese Nachricht verdanke, bestätiget hätte. Ein Schwede, der im vollen Besitze seines Verstandes war, und für einen rechtschaffnen, gutgesinnten und gefälligen Mann galt, ergriff am hellen Tage einen vierjährigen Knaben, der vor dem Hause seiner Eltern mit andern Kindern spielte, bohrte ihm ein Messer in den Hals, und brachte ihn auf diese Weise um. Als man ihn vor Gericht führte, läugnete er die That eben so wenig, als er sie zu entschuldigen suchte, und that nicht das Geringste, um der verdienten Strafe

*) s. Pet. Dan. Huetii, Episcopi Abricensis, Commentarium de rebus ad eum pertinentibus (Amstelod. 1718.) L. II. p. 109 — 11.

zu entgehen. Ich weiß, daß ich den Tod verdient habe, sagte er, und um zu sterben habe ich jene That verübt, weil ich sehr wohl weiß, daß man die ewige Seligkeit dann am gewissesten erlangt, wenn die Seele den noch gesunden und durch keine Krankheit geschwächten Körper unter dem Gebete frommer Menschen, durch ihren Rath und ihre Ermahnungen erweckt, verläßt. Da ich einen solchen Tod nicht erwarten konnte, wenn ich nicht ein Verbrechen, auf welches die Todesstrafe gesetzt ist, begienge, wählte ich das, welches mir am wenigsten strafbar zu seyn schien, und tödtete ein noch unverdorbenes Kind armer Eltern, die für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatten. Dieser Mensch ward zum Tode verurtheilt, und gieng heiter und lächelnd, indem er mit lauter Stimme heilige Lieder sang, zum Hochgerichte."

Nur da, wo theils eine außerordentliche Exaltation der Einbildungskraft, theils eine eben so große Verwirrung der Begriffe vorhanden ist, kann es geschehen, daß der Mensch durch die Sehnsucht nach dem bessern Leben zum Selbstmorde geleitet wird. Da das Leben, das wir nach dem Tode erwarten, und die Glückseligkeit, die wir dort hoffen, nie Gegenstand der Anschauung gewesen ist, und nicht seyn kann, da uns die Religion nichts weiter lehrt, als daß es ein anderes Leben gebe, und daß sich der Gute und Tugendhafte dort in einem glücklichen Zustande befinden werde, ohne die Phantasie durch eine nähere Beschreibung desselben in den Stand zu setzen, sich helle und deutliche Vorstellungen von der dort zu erwartenden Glückseligkeit zu machen, so muß die Einbildungskraft nothwendig im höchsten Grade exaltirt seyn, wenn sie dem Menschen so lebhafte Vorstellungen von der andern Welt vorhält, daß sie die hellen Bilder der Gegenwart

verdunkeln, und die Sehnsucht nach jenem Zustande den, dem menschlichen Herzen so natürlichen Wunsch nach der Fortsetzung des gegenwärtigen Daseyns verdrängt. Eben so groß muß aber auch bei dem Menschen, den religiöse Schwärmerei zum Selbstmörder macht, die Verwirrung der Begriffe seyn, da es ja die Grundlehre der Religion ist, daß Gott der Herr des Menschen und der Regierer seiner Schicksale sey, daß er ihm seinen Wirkungskreis angewiesen habe und ihn selbst von dem ihm angewiesenen Platze wieder abrufen werde. Und doppelt groß muß diese Verwirrung da seyn, wenn ein Mensch, wie der Schwede, von welchen Huetius erzählt, glauben kann, daß ein feierlicher, von Ceremonieen begleiteter Tod der sicherste Weg zur Seeligkeit sey, und durch den Wunsch, so zu sterben, bestimmt wird, ein Verbrechen zu begehen.

Abhandlungen.

I.

Von dem Lebensüberdrusse.

Der Mensch liebt das Leben, wünscht, daß die gegenwärtige Art seines Daseyns fortdauern möge, theils als Thier, theils als vernünftiges Wesen. Eben der blinde Trieb, der es bewirkt, daß sich das Thier dem Tode entgegensträubt, hat auch Antheil an der Liebe zum Leben, die wir an dem Menschen bemerken. Da aber der Mensch nicht blos ein thierisches, sondern auch ein vernünftiges Wesen ist, so verbindet sich die Wirksamkeit der Vernunft mit der des blinden Triebes, und er liebt das Leben nicht blos, weil es die Einrichtung seiner thierischen Natur so mit sich bringt, sondern auch, weil er es als ein Gut, als einen Schauplatz der Wirksamkeit und des Genusses betrachtet.

Die Liebe zum Leben kann daher erlöschen, entweder gänzlich, oder nur auf eine kurze Zeit, theils wenn der natürliche Trieb erstirbt, theils wenn der Geist das Leben von einer Seite betrachtet, wo es aufhört, ihm als ein Gut zu erscheinen. Das

Erstere ist der Fall in dem Zustande der Gleichgültigkeit und Indolenz, den manche Krankheiten herbeizuführen pflegen. Oft kann man an den Kranken und Sterbenden, besonders an denen, die nicht sowohl an schmerzhaften, sondern an solchen Krankheiten darnieder liegen, welche eine außerordentliche Ermattung und Erschlaffung über den Körper verbreiten, die Bemerkung machen, daß sie das Leben und alle die Dinge, an denen sie sonst das lebhafteste Interesse nahmen, mit der größten Gleichgültigkeit betrachten. Hier erstirbt der natürliche Trieb. Das Oel ist ausgetrunken, die Flamme erlöscht. Es scheint, als habe die gütige Natur dadurch, daß sie gewöhnlich in den letzten Tagen und Stunden des Lebens eine solche Gleichgültigkeit herbeiführt, dem Menschen den Uebergang vom Leben zum Tode erleichtern wollen. — Zu anderer Zeit geschieht es, daß der Mensch, ohne daß der Naturtrieb geschwächt worden wäre, aufhört, Liebe zum Leben zu empfinden. In manchen Zeitpunkten des Lebens bemächtiget sich des menschlichen Herzens ein unwillkührliches Gefühl des Unzureichenden und Unbefriedigenden alles Irdischen, und es erwacht eine leise Sehnsucht nach einem vollkommneren Daseyn. In solchen Stimmungen, wo wir auf der einen Seite bei dem Gedanken an die Unvollkommenheiten und Mängel des Erdenlebens verweilen und auf der andern unsern Blick nach einer bessern Zukunft hinwenden, hören wir auf, das gegenwärtige Daseyn als ein Gut zu betrachten, und die Liebe zum Leben schweigt. Aber sie schweigt nur, und ist keinesweges gänzlich verstummt. Wer in solchen Stimmungen versuchen wollte, ob wirklich die Liebe zum Leben verschwunden und es ihm so leicht sey, von der Erde abzutreten, würde bald finden, daß er inniger an dem Leben hange, als er glaubt. Augenblicklich würde der Trieb der Natur erwachen, und den

Sieg

Sieg über die Empfindungen davon tragen, die aus einer einseitigen Ansicht der Welt und des menschlichen Daseyns entsprungen waren. — Eben so wird die Liebe zum Leben durch Vorstellungen bei den Menschen verdrängt, die alle ihre Unternehmungen glücklich beendiget, die Erfüllung ihrer Hoffnungen erlebt und nichts mehr zu wünschen übrig haben. Es verbreitet sich über ihr Wesen eine ruhige Resignation, so daß sie das Leben zwar nicht hassen, aber auch nicht lieben, nicht als ein Uebel, aber auch nicht als ein Gut betrachten. Denn wenn sie erwägen, daß ihnen nichts mehr weder zu thun, noch zu genießen übrig sey, und daß ein that- und genußloses Leben keinen Werth habe, so kann ihnen die gegenwärtige Art ihres Daseyns nicht mehr als wünschenswerth erscheinen, und sie würden sie verlassen, wenn sie nicht theils durch den Naturtrieb an das Leben gefesselt, theils durch die Grundsätze der Religion und Moral erinnert würden, daß es unrecht sey, das Leben freiwillig von sich zu werfen *).

Wenn in den bisher erwähnten Zuständen die Liebe zum Leben dahin schwindet, und der Mensch aufhört, es als ein Gut zu betrachten; so tritt nicht selten eine, bald vorübergehende, bald dauernde Stimmung ein, wo dem Menschen sein Leben nicht nur nicht als ein Gut, sondern sogar als ein Uebel erscheint, wo

*) Es verdient über diese Resignation nachgelesen zu werden: Meiners in den Betrachtungen über den Tod und die Trostgründe der Alten wider die Schrecken desselben. In den vermischten philosophischen Schriften Th. II. S. 174 fg. — Ein merkwürdiges Beispiel eines Menschen, aus dessen Betragen und Reden diese Resignation hervorleuchtet, ist der sterbende Cyrus beim Xenophon. s. Cyrop. L. VIII. c. 7.

er es mit Ekel betrachtet und ungeduldig wünscht, daß es enden möge. Dies ist die Stimmung, die man mit dem Namen des Lebensüberdrusses zu belegen pflegt. In den bisher aufgeführten Zuständen hört der Mensch nur auf das Leben als ein Gut zu betrachten, indeß es dem, dessen sich der Lebensüberdruß bemächtiget, als ein Uebel erscheint, von dem er befreit zu werden wünscht; und dies ist eben das charakteristische Merkmal, durch welches sich der Lebensüberdruß von jenen Stimmungen unterscheidet.

Die erste Bemerkung, welche sich dem Beobachter der menschlichen Natur bei der nähern Betrachtung des Lebensüberdrusses darbietet, ist die, daß er entweder als eine bald vorübergehende Stimmung, oder als ein länger verweilender Zustand vorhanden ist. In dem Leben der meisten Menschen treten Zeitpunkte ein, wo sie entweder durch fehlgeschlagene Hoffnungen, oder durch drückende Leiden, so niedergeschlagen, so traurig werden, daß sich der Wunsch zu sterben regt, daß sie sich nach dem friedevollen Hafen sehnen, wo man nicht mehr den Stürmen des Schicksals Preis gegeben ist, und das Herz von keinen Wünschen und Hoffnungen betrogen wird. Wenn sich diese Art des Lebensüberdrusses an den meisten Menschen in manchen Perioden des Lebens zeigt, ohne daß er, dafern er nur nicht den höchsten Grad ersteigt, wichtige, nachtheilige Folgen hervorbringt: so ist der bleibende, dauernde Lebensüberdruß eine Krankheit, die verhältnißmäßig nur Wenige befällt, aber doch auch von den verderblichsten Folgen begleitet wird.

Sowohl der vorübergehende, als auch der bleibende und dauernde Lebensüberdruß ist ferner bald ein bestimmtes, bald ein unbestimmtes Gefühl. Zuweilen wird man sich der Ursachen, durch die man zu einer finstern Ansicht des Lebens geleitet wird, bewußt, zuweilen können es die, welche das Leben mit Ekel betrachten, und von ihm befreit zu seyn wünschen, deutlich angeben, wodurch es ihnen zur Last werde. Wer die Empfindungen der Liebe und der Freundschaft in einem hohen Grade erfahren kann, glaubt in dem Augenblicke, wo ein inniggeliebtes Wesen von ihm scheidet, daß das Leben nun keinen Werth mehr für ihn habe, daß für ihn jede Freude dahin sey, und wünscht eben da zu seyn, wo er sich seinen verewigten Freund denkt. In diesem Falle wird man sich der Ursache, die den Ueberdruß des Lebens erzeugt, bewußt, und er ist mithin ein bestimmtes Gefühl. Eben so oft aber tritt auch der zweite Fall ein, eben so oft geschieht es, daß dem Menschen sein Daseyn anekelt und er zu sterben wünscht, ohne deutlich zu wissen, warum, sey es nun, daß er es unterläßt, sich das deutlich zu machen, was in seinem Herzen vorgeht, oder daß sein Zustand die Wirkung von Ursachen ist, welche sich in ein Dunkel, das der Mensch nicht zu durchdringen vermag, verliehren.

Nach der Verschiedenheit der Temperamente und der Ursachen, durch welche er hervorgebracht wird, äussert sich der Lebensüberdruß entweder als eine stille, brütende Traurigkeit, oder als ein wilder, tobender Schmerz. Bei Menschen, die gewohnt sind mit Heftigkeit zu begehren und zu handeln, nimmt auch der Lebensüberdruß diesen Charakter an. Hier wird er ein wilder, tobender Schmerz, der sich in laute Klagen,

Staats-
Bibliothek
Bamberg

oft in Verwünschungen seiner selbst und der Menschen ergießt, und nicht selten durch einen freiwilligen Tod endiget. Bei andern, in deren Wesen mehr Sanftheit und Ergebung liegt, erscheint der Lebensüberdruß unter einer andern Gestalt. Hier wird er eine stille, finstere Traurigkeit. Menschen dieser Art, so lästig ihnen auch ihr Daseyn werden mag, überlassen sich doch ruhig der Führung Gottes oder dem Zuge des Schicksals, und harren geduldig seiner Entscheidung entgegen. Hier ist der Lebensüberdruß ein leidender, dort ein handelnder. Doch nicht blos von dem Temperamente, sondern auch von den Ursachen, die ihn hervorbringen, hängt es ab, ob er sich so oder anders äußert. Wird er durch unverschuldete Leiden erzeugt, so erscheint er gewöhnlich als stille, sich ergebende Traurigkeit, wird er aber durch verschuldete Uebel verursacht, so äußert er sich meist als wilder, tobender Schmerz.

Was nun ferner die Ursachen dieses traurigen Zustandes anbetrifft, so liegen sie theils im Körper, theils in äußern Umständen, theils endlich in dem Gemüthe des Menschen.

Der Körper veranlaßt den Lebensüberdruß entweder, wenn er den Saamen der Melancholie in sich trägt, oder wenn er von schmerzhaften und langwierigen Krankheiten angegriffen wird. Es giebt Menschen, die, vermöge der Disposition ihres Körpers, zur Melancholie geneigt sind, deren sich oft eine namenlose Wehmuth und Traurigkeit, eine quälende Angst bemächtiget, ohne daß sie im Stande sind, weder die Ursachen dieser Stimmungen anzugeben, noch Herr über ihre Gefühle zu werden. Da nun von dem Menschen das Licht ausgeht, in welchem ihm die Welt und

das menschliche Leben erscheint, so ist wohl nichts natürlicher, als daß der Melancholische Alles in einem dunkeln und trüben Lichte erblickt. In dunkeln, schwarzen Farben zeigt sich ihm die Welt, das menschliche Geschlecht, die Gegenwart und die Zukunft. Durch die uns unbekannten körperlichen Ursachen entspringenden beängstigenden Gefühle wird seine Einbildungskraft in Bewegung gesetzt, und diese schafft eine Menge furchtbarer Truggestalten, die ihn schrecken, ängstigen und quälen. Sein ganzes Leben erscheint ihm als eine Kette von Leiden, über die Vergangenheit macht er sich Vorwürfe und von der Zukunft fürchtet er Gefahren und Leiden. In manchen Stunden, wo die Einwirkung der körperlichen Ursachen auf das Gemüth aufhört, oder wenigstens vermindert ist, sieht er es ein, daß er sich mit eingebildeten Uebeln quäle, und nimmt sich vor, Herr über seine Gefühle zu werden. Aber bald bemächtiget sich jenes Gemisch von Beängstigung und Traurigkeit seines Gemüths wieder, er wird von einem unbesiegbaren Lebensüberdrusse ergriffen und unaufhaltsam zum Tode fortgerissen. Unter allen Arten des Lebensüberdrusses führt der, welcher aus melancholischen Stimmungen entspringt, am häufigsten zum Selbstmorde. Der Melancholische hat entweder gar keine, oder doch nur eine höchst geringe Macht über seine finstern, aus unwillkührlichen Gefühlen entspringenden Vorstellungen, und da die Handlungen Folgen unsrer Vorstellungen sind, so hört er auf ein freies Wesen zu seyn, und muß sich dem Zuge seiner Vorstellungen, die ihn unaufhaltsam zum Tode fortreißen, überlassen. — Weniger oft, aber doch öfterer, als Manche zu glauben scheinen *), wird der

*) Ich denke bei diesen Worten an eine Stelle in Kant's kleiner Schrift: Von der Macht des Gemüths durch den

Lebensüberdruß durch langwierige und schmerzhafte Krankheiten erzeugt. Theils verringert sich mit der Abnahme der Lebenskräfte nicht selten der natürliche Trieb zum Leben, theils sieht es der Mensch ein, daß

bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn. Es heißt hier S. 9.: „Laßt den Hospitalkranken Jahre lang auf seinem Lager leiden und darben, und ihn oft wünschen, daß ihn der Tod je eher je lieber von dieser Plage erlösen möge; glaubt ihm nicht, es ist nicht sein Ernst. Seine Vernunft sagt es ihm zwar vor, aber der Naturinstinkt will es anders. Wenn er dem Tode als seinem Befreier winkt, so verlangt er doch immer noch eine kleine Frist und hat immer irgend einen Vorwand zur Vertagung seines peremtorischen Dekrets. Der in wilder Entrüstung gefaßte Entschluß des Selbstmörders, seinem Leben ein Ende zu machen, macht hiervon keine Ausnahme: denn er ist die Wirkung eines bis zum Wahnsinn exaltirten Affekts." Von der Richtigkeit der in diesen Worten enthaltenen Behauptung kann ich mich nicht überzeugen. Denn wenn Kant behauptet, der Wunsch zu sterben, den Kranke bisweilen äußern, sey blos eine Wirkung der Vernunft, welcher der Instinkt widerspreche: so glaube ich dagegen erinnern zu können, daß der natürliche Trieb zum Leben durch anhaltende Leiden und besonders durch die Erschlaffung, welche manche Krankheiten herbeiführen, gar wohl verdrängt werden könne. Oft bemerkt man an Kranken und Sterbenden die größte Gleichgültigkeit gegen ihre Kinder und Anverwandte. Wenn die Krankheit andere natürliche Triebe verdrängen kann, warum sollte es nicht möglich seyn, daß sie auch den Trieb zum Leben auslöschte? Sodann hat es ja die Erfahrung gelehrt, daß Menschen durch das lästige Gefühl der Krankheit zum Selbstmorde geleitet worden sind. Und die Behauptung Kants, daß jeder Selbstmord die Wirkung eines bis zum Wahnsinn exaltirten Affekts sey, ist gewiß irrig, da viele Selbstmörder, wie dies mehrere der oben aufgestellten Beispiele beweisen, mit der größten Ruhe und Besonnenheit zu Werke gegangen sind; und den Entschluß zu sterben Jahre lang mit sich herumgetragen haben.

ein Daseyn, welches ihn weder wirken noch genießen läßt, kein Gut sey. Wird er lange an das Krankenlager gefesselt, wird er von heftigen Schmerzen gequält, so kann sehr leicht der Wunsch zu sterben, der Wunsch, von einem lästigen Daseyn befreit zu werden, erwachen. Mehr als einmal habe ich selbst Kranke kennen gelernt, die mit dem herzlichsten Verlangen ihrer Erlösung entgegenharrten, und die Geschichte lehrt, daß auch der durch Krankheiten bewirkte Lebensüberdruß Ursache des Selbstmordes gewesen sey. Jedoch ist dies nur ein seltener Fall. Gewöhnlich ist der Lebensüberdruß, den Krankheiten veranlassen, nur ein momentaner. Nicht leicht ist ein Kranker ununterbrochen schmerzhaftigen Gefühlen Preis gegeben, sondern es treten oft helle Zwischenräume ein, wo er sich frei von Schmerzen fühlt. Hier regt sich denn nun der Naturtrieb wieder, die Hoffnung auf Genesung, und mit ihr die Liebe zum Leben, kehrt zurück. Ja bisweilen geschieht es, daß der Mensch die Liebe zum Leben in den Zeiten der Krankheit, da, wo er in Gefahr ist, es zu verliehren, mit der größten Lebhaftigkeit empfindet, und den Werth des Lebens mehr, als sonst, anerkennt *); welches besonders bei denen der Fall zu seyn scheint, die noch mit einer Menge von Plänen, welche sie vor ihrem Tode auszuführen wünschen, schwanger gehen. Doch bleibt es ausgemacht, daß, besonders bei denen, die die Beschwerden des Alters fühlen und auf ein langwieriges Krankenlager gelegt

*) Dies war der Fall bei Hippel, dem bekannten Verfasser der Lebensläufe und des Buchs von der Ehe, welcher, während seiner Krankheit, eine außerordentliche Liebe zum Leben empfand und mit der heißesten Sehnsucht nur noch einige Wochen zu leben wünschte. s. Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1797. B. I. S. 300.

werden, wo ihre Kräfte allmählig dahinschwinden, Lebensüberdruß durch Krankheit verursacht wird. Aber auch bei diesen Menschen veranlaßt diese Art des Lebensüberdrusses nicht leicht Selbstmord. Die Ursache hiervon scheint hauptsächlich darin zu liegen, daß der Entschluß, freiwillig zu sterben, und die Ausführung desselben, eine gewisse Energie erfordert, welche denen mangelt, deren Kräfte durch langwierige, körperliche Leiden geschwächt worden sind.

Die zweite Gattung der Ursachen, welche den Lebensüberdruß hervorbringen können, liegt in äußern unglücklichen Umständen und Verhältnissen. Die Glückseligkeit des Menschen hängt nun einmal nicht blos von ihm selbst, sondern auch von äußern Umständen ab, die nicht in seiner Gewalt stehen. Und je weniger er sich gewöhnt hat, die Glückseligkeit in sich selbst zu suchen; je weniger er Mittel besitzt, den Druck unglücklicher Verhältnisse zu mildern, desto leichter kann es geschehen, daß er durch äußere Umstände, die unangenehme Gefühle erzeugen und ihm die Aussicht in eine traurige Zukunft öffnen, zum Lebensüberdrusse geleitet wird. Unter diese äußern Umstände aber gehört zuerst Armuth und Dürftigkeit. Nicht selten ist es der Fall, daß Menschen, welche mit Anstrengung und Mühe eine kümmerliche Subsistenz erringen, und in jedem Augenblicke die Beschwerden der Armuth fühlen müssen, besonders dann des Lebens müde werden, wann sie sich den Jahren nähern, wo ihre körperlichen Kräfte mit jedem Tage abnehmen und sie der Zeit entgegensehen, wo sie nicht mehr im Stande seyn werden, irgend etwas zu erschwingen. Auch lehrt es die Erfahrung, daß nicht wenige dieser Menschen besonders dann, wann sie von ihren Kindern, auf deren Unterstützung

sie gerechnet hatten, verlassen werden *), ihr kümmerliches Leben durch einen freiwilligen Tod beschließen. Vorzüglich aber sind solche Menschen, die nicht arm gebohren wurden, sondern entweder durch Unglücksfälle, oder durch eigene Schuld in eine kümmerliche Lage geriethen, in Gefahr, durch die Veränderung ihrer äußern Umstände dahin gebracht zu werden, daß sie das Leben als eine drückende Last betrachten. Wer im Schooße der Armuth gebohren ward, fühlt das Drückende seiner Verhältnisse, theils weil er weniger Bedürfnisse hat, theils weil ihm seine Lage zur Gewohnheit worden ist, bei weitem nicht so, wie der, der ein bequemes, vielleicht luxuriöses Leben mit einer kümmerlichen Subsistenz vertauschen muß. Man findet nicht selten in den untersten Volksklassen

*) Es ist eine traurige, aber eine richtige Erfahrung, daß sehr oft, besonders unter den niedern Ständen, alte Eltern von ihren Kindern, wenn nicht ganz verlassen, doch äußerst nachläßig behandelt werden. Ein Vater ernährt eher zehn Kinder, als zehen Kinder einen Vater. Erklären läßt sich diese Erfahrung sehr leicht. Bei den Eltern verbindet sich mit den Grundsätzen der Vernunft der natürliche Trieb der Elternliebe, welcher nur bei ganz entarteten Menschen erlöscht; bei den Kindern hingegen müssen blos die Grundsätze der Pflicht, sie mögen nun deutlich gedacht oder nur dunkel gefühlt werden, wirken. Aber immer ist es traurig, daß diese Grundsätze bei vielen Menschen so wenig vermögen. Je öfterer es geschieht, daß Menschen, die sonst rechtliche Leute zu seyn scheinen, selbst solche Eltern, die sich ihnen aufgeopfert, ihnen ihr Haus, ihre Wirthschaft überlassen haben, oft blos damit sie ein reiches Mädchen bekommen möchten, vernachläßigen; desto nöthiger ist es, daß alle die, welche auf die niedern Stände wirken können, die Pflichten der Kindesliebe nachdrücklich einschärfen, und daß die Obrigkeit das erzwingt, was religiöse und moralische Grundsätze nicht ausrichten.

Menschen, die, obschon äußerst arm, doch nicht unglücklich sind, und oft einen Frohsinn, wenigstens eine Zufriedenheit beweisen, um die sie mancher Reiche beneiden möchte. Die Armuth, wenn sie nicht in gänzliche Hülflosigkeit übergeht, ist nicht so drükkend, als sie zu seyn scheint. Aber den Uebergang von dem Reichthume, oder wenigstens von der Wohlhabenheit zur Armuth und Dürftigkeit, können nur Wenige mit Gleichmuth ertragen. Daher sind denn auch die Beispiele von Menschen, die durch den Glückswechsel zu Selbstmördern wurden, unzählig. Besonders werden solche Menschen sehr leicht zum Selbstmorde geleitet, die sich durch ihre Thorheiten in Armuth und Dürftigkeit gestürzt haben, weil sich hier mit dem Gefühle der Verschlimmerung ihrer Verhältnisse und der Aussicht auf eine traurige Zukunft, das Gefühl der Reue, welche in ihren Aeusserungen friedlich gegen Andere, aber feindselig gegen sich selbst zu seyn pflegt, verbindet. Daraus scheint es denn auch erklärt werden zu müssen, daß unglückliche Spieler so oft Selbstmörder geworden sind. — Nächst der Armuth ist es die Schande oder die Furcht vor der Schande, was sehr leicht Lebensüberdruß und durch diesen Selbstmord hervorbringen kann. Der Mann von Ehrgefühl glaubt nach dem Verlust seiner, wahren oder eingebildeten, Ehre, nicht mehr vor den Menschen erscheinen zu dürfen, glaubt in jeder Miene einen Vorwurf zu lesen, fühlt sich so tief erniedriget, daß er sich selbst nicht mehr achten zu können glaubt, und das Leben erscheint ihm nun, nachdem er sein höchstes Gut verlohren hat, als eine drückende Last. Wie viele haben sich nicht entleibt, weil sie ihre Schulden nicht bezahlen konnten und die Schande fürchteten, die den insolventen Schuld-

ner zu treffen pflegt. Und nicht blos Personen der höhern Stände, sondern auch Menschen aus den niedern Volksklassen, haben oft ein sehr feines Ehrgefühl, so daß, sobald dies gekränkt wird, das Leben allen Reitz für sie verliehrt. Oft ist es geschehen, daß Mädchen aus den niedern Ständen, wenn sie sich schwanger fühlten, den Tod wählten, weil sie die Schande nicht ertragen konnten, welche die öffentliche Meinung an den Verlust der weiblichen Tugend gebunden hat. Man hat Beispiele, daß sich Personen der niedern Stände entleibten, weil sie, obschon unschuldig, gefänglich eingezogen wurden und dadurch ihre Ehre verlohren zu haben glaubten. Der Mensch, dessen Ehrgefühl bitter gekränkt ward, trägt seine eigene Empfindung (und dies ist eine sehr natürliche Täuschung) auf Andere über, wähnt jedermann verachte ihn in dem Grade, in welchem er sich erniedriget fühlt, glaubt der Gegenstand des allgemeinen Spottes zu seyn, und was, denkt er, soll ich unter Menschen, die mich mit Hohn und Verachtung betrachten? — Unter die äußern Umstände, welche Lebensüberdruß erzeugen können, gehört ferner der Mangel an Menschen, die man lieben und an die man sich vertrauensvoll anschließen kann. Es geschieht zuweilen, daß Menschen bald durch eigne Schuld, bald durch die Macht des Schicksals in Verhältnisse gesetzt werden, wo sie ganz einsam und verlassen in der Welt da stehen und Niemanden haben, mit dem sie umgehen, Niemanden, von dem sie Trost und Aufheiterung bei den Leiden des Lebens erwarten konnten. Hierdurch geschieht es nicht nur, daß in ihrem Leben manche leere Stunden eintreten, sondern daß sich auch zuweilen das Gefühl der Hülflosigkeit erzeugt. Nichts ist natürlicher, als daß sie

sich, besonders in solchen Zeitpunkten, wo der Mensch das Bedürfniß, sich an Wesen seiner Gattung anzuschließen, recht lebhaft fühlt, aus einer Welt hinwegsehnen, wo sie verlassen zu seyn glauben, wo es keinen Menschen giebt, der sich ihrer liebend annähme und ihnen die Leiden des Lebens tragen hülfe. — Doch nicht blos diese, sondern überhaupt alle solche Verhältnisse, welche den Menschen oft mit unangenehmen Empfindungen erfüllen, und ihm die Aussicht in eine traurige und freudenleere Zukunft öffnen, können ihm das Leben zur Last machen und nach und nach bleibenden Lebensüberdruß herbeiführen. Mehr als einmal ist es geschehen, daß Kinder, welche von ihren Eltern, Dienstbothen, welche von ihren Herren, Lehrlinge, welche von ihren Vorgesetzten tyrannisch behandelt wurden, Anwandlungen des Lebensüberdrusses empfanden, ja sogar zum Selbstmorde geleitet wurden. Eben diese Wirkung können unglückliche eheliche Verbindungen haben, und dies um so mehr, da oft keine Möglichkeit, wie man jemals von diesen drückenden Verhältnissen befreit werden könne, vorhanden ist *).

*) Ein merkwürdiges hieher gehöriges Beispiel findet man in Saurin's Betrachtungen über die wichtigsten Begebenheiten des Alten und Neuen Testaments. Fortgesetzt von Roques und übersetzt von Rambach. Th. II. §. 15. p. 25.: „Ein französischer Becker hatte eine Frau, welche ihm das Leben äußerst schwer machte. Seit langer Zeit hatte er in offenbarer Uneinigkeit mit ihr gelebt, so daß die ganze Nachbarschaft von dem Verhältnisse, das zwischen diesen beiden Leuten statt fand, unterrichtet war. Einstmals verlohr sich das Weib, entweder weil sie die Behandlung ihres Mannes nicht länger ertragen konnte, oder weil sie müde war, ihn zu quälen, oder weil sie den Verdacht, als ob er sie getödtet habe, erregen wollte. Bald bemerkte man die Ab-

Ob aber die bisher erwähnten äußern Umstände diesen Einfluß auf den Menschen äußern, oder nicht äußern, hängt hauptsächlich von der Beschaffenheit seines von der Natur begründeten und durch Freiheit bestimmten Charakters ab. Der Gefühllose, der Leichtsinnige, der Frohsinnige (man erlaube mir dieses Wort, um einen Begriff anzudeuten, für dessen Bezeichnung wir kein anderes, passendes Wort haben) und der wahre Weise, der die Glückseligkeit mehr in sich, als außer sich sucht und findet, sind dem Einflusse dieser äußern Umstände entweder gar nicht, oder doch nur in einem geringen Grade unterworfen. Es giebt Menschen, auf welche weder angenehme noch unangenehme Begebenheiten einen bemerkbaren Eindruck machen, Menschen, welche nie zu einem recht lebhaften Bewußtseyn ihres Zustandes kommen, und daher die Veränderungen, welche durch äußere Umstände in ihrer Lage hervorgebracht werden, kaum zu empfinden scheinen. Solchen Gefühllosen mag begegnen was da nur wolle, sie können weder glücklich noch unglücklich werden, und mithin nicht leicht in

wesenheit der Frau, und es breitete sich das Gerücht aus, sie sey von ihrem Manne umgebracht worden. Man versicherte sich seiner Person und fragte ihn, wo seine Frau sey? und er antwortete, er habe sie getödtet. Man hielt ihn an, den Ort anzuzeigen, wohin er den Körper gebracht. Dies sey, sagte er, nicht möglich, denn er habe ihn in seinem Ofen zu Asche verbrannt. Man wiederholte diese Frage, aber die Antwort blieb dieselbe. Da man ihn auf die Folter gebracht hatte, um ihn zu nöthigen, den Ort, wo der Körper seiner Frau liege, anzugeben, erschien seine Frau. Er entsetzte sich bei ihrem Anblicke und rief vor Ungeduld aus: Barbarisches Weib, willst du mir, nachdem du mir das Leben schwer genug gemacht hast, auch den Trost eines baldigen Todes rauben?"

eine Lage kommen, wo ihnen das Leben zu einer unerträglichen Last würde. Andere sind zwar im Stande tief und lebhaft zu empfinden, aber sie sind so flüchtig, ihr Geist ist so mobil, geht so schnell von einem Gedanken zu dem andern, von einer Empfindung zu der andern fort, daß sie den traurigen Gefühlen, die aus drückenden Verhältnissen entspringen, nur kurze Zeit Preis gegeben sind, und sich, wenn sie auch einmal niedergeschlagen wurden, bald wieder zu einer heitern Ansicht des Lebens und ihrer Verhältnisse erheben. Ferner giebt es glückliche Menschen, denen sich Alles in einem heitern, rosenfarbenen Lichte zeigt. Solche Menschen fügen sich mit glücklicher Leichtigkeit in jedes Verhältniß, wissen mit beneidenswürdigem Scharfsinn in jeder Lage des Lebens etwas Erheiterndes und Erfreuendes zu entdecken, besitzen eine so unversiegbare Quelle frohen Muthes und heitrer Laune, daß sie höchstens auf Augenblicke niedergeschlagen, aber nie dem finstern Unmuthe Preis gegeben werden. Endlich ist es der wahre Weise, der Mann, der die Dinge nach ihrem wahren Werthe schätzt, und sich so viel, als möglich, von dem Einflusse äußerer Umstände unabhängig gemacht hat, der es vermag unter den Schlägen des Schicksals Seelenruhe und Gleichmuth zu behaupten. So wie er sich, wenn seine Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden, zu allgemeinen Betrachtungen erhebt, eben so stellt er sich, wenn er in unangenehme Verhältnisse versetzt wird, auf einen erhabenen Standpunkt, von wo aus er das Ganze der Welt und des menschlichen Lebens übersehen und in die Zukunft, die sich an das gegenwärtige Leben anschließt, blicken kann, und indem ihm, wenn er diesen Standpunkt eingenommen hat, die Uebel, die ihn treffen, als geringfügig erscheinen, wird sein Gemüth beruhiget. Ist

er bekannt mit den Wissenschaften und Künsten, so benutzt er auch diese Mittel, den Sturm der Seele zu stillen und die Aufmerksamkeit von dem Gefühle gegenwärtiger Uebel abzulenken. Gelingt es ihm auch nicht (denn dies scheint mehr die Folge einer glücklichen Organisation, als das Werk der Freiheit zu seyn) Frohsinn und Heiterkeit zu behaupten, so wird er doch Gleichmuth und Seelenruhe, beweisen können und vor dem Ueberdrusse des Lebens bewahrt werden.

Dagegen wird der Lebensüberdruß durch äußere unglückliche Verhältnisse am häufigsten bei solchen Menschen herbeigeführt, welche tief zu empfinden pflegen. Wenn die Empfindungen bei einigen Menschen schnell verfliegen, so verweilen sie bei andern außerordentlich lange; wenn sich manche Menschen ihres Zustandes selten lebhaft bewußt werden, so fühlen andere die ganze Art ihres Daseyns in jedem Momente des Lebens. Diese Menschen von tiefer Empfindsamkeit nun erfahren natürlicher Weise die Gefühle, welche von unangenehmen Verhältnissen ausgehen, weit mehr, als andere. Und es wird ihnen um so schwerer die Aufmerksamkeit von ihrem gegenwärtigen Zustande abzulenken, da die Phantasie durch die Empfindungen in Thätigkeit gesetzt, und die Beschaffenheit der Vorstellungen, die sie dem Gemüthe vorhält, durch die Beschaffenheit der jedesmaligen Empfindungen bestimmt wird. Sind traurige, niederschlagende Gefühle rege, so führt auch die Phantasie traurige und finstere Vorstellungen herbei, welche hinwiederum so stark auf die Empfindungen zurückwirken, daß endlich Lebensüberdruß entsteht. Besonders geschieht dies bei solchen Menschen, in deren Charakter ein Zug von Melancholie, von Geneigtheit, Alles von der traurigen und fin-

stern Seite aufzufassen und diesen finstern Vorstellungen nachzuhängen, vorhanden ist. So wie bei Menschen der bisher beschriebenen Art durch den Einfluß drückender Verhältnisse bleibender und dauernder Lebensüberdruß zu entstehen pflegt; so geschieht es, daß bei Personen, die zwar nicht tief, aber stark und lebhaft empfinden, durch den Einfluß unangenehmer Umstände momentaner Lebensüberdruß erzeugt wird. Menschen dieser Art gerathen außer sich, wenn sie ein Unglück trifft, und in den ersten Augenblicken glauben sie den erfahrnen Verlust nicht ertragen zu können. Liegt in ihrem Charakter ein gewisser Trotz, der sich selbst dem Schicksale entgegenstemmen will, so gerathen sie in eine Art wilder Entrüstung und legen in diesem Zustande nicht selten Hand an ihr Leben. Ist dies aber der Fall nicht, so geht der Sturm glücklich vorüber, und es kehrt wieder Ruhe und Stille in ihr Gemüth zurück.

Die dritte Gattung von Ursachen, welche den Lebensüberdruß theils veranlassen, theils vermehren, liegt in dem Gemüthe des Menschen, und zwar entweder in irrigen Vorstellungen, oder in allzulebhaften Affekten, oder in zügellosen Leidenschaften, oder in herrschenden Lastern.

Die irrigen Vorstellungen, welche diesen Einfluß auf den Menschen äußern, sind entweder Grundsätze, die zu einer trostlosen Ansicht der Welt und des menschlichen Daseyns führen, oder schwärmerische Erwartungen von den Freuden der Ewigkeit. Wer in der Welt keinen Plan eines höhern Weltregierers findet, wer Alles, was ist und geschieht, als das Werk der Naturkräfte und der menschlichen Leidenschaften betrachtet, wer nicht glaubt, daß das menschliche Geschlecht

schlecht zu einem vollkommnern Daseyn bestimmt sey, wer sich nicht als ein Wesen anerkennt, das einer höhern Bestimmung entgegenreift, der hat eine so niedrige Ansicht des menschlichen Daseyns, daß es ihm in manchen Stunden, wo sich der Unmuth seiner bemächtiget, nicht der Mühe werth dünkt, ein Mensch zu seyn, daß er zuweilen die Zeit herbei wünscht, wo er nicht mehr ein Spiel der Naturkräfte und der menschlichen Leidenschaften seyn werde. Freilich werden diese Grundsätze nicht leicht Lebensüberdruß, wenigstens nicht leicht dauernden Lebensüberdruß verursachen. Allein wenn er durch andere Ursachen erzeugt worden ist, so vermehren sie ihn gewiß nicht wenig und tragen dazu bei, daß er in Selbstmord übergeht, weil sie dem Menschen Alles rauben, was ihn bei den Leiden des Lebens trösten und ihn ermuntern kann, auch ein lästiges Leben zu ertragen. Wenn man die Geschichte der Selbstmörder durchgeht, so wird man sehr häufig finden, daß sie Menschen ohne Religion waren. — So wie der Unglaube, eben so muß auch der Aberglaube unter die Ursachen des Lebensüberdrusses gerechnet werden. Denn wenn der Mensch über dem Gedanken an seine künftige Bestimmung die gegenwärtige vergißt, wenn ihm eine exaltirte Einbildungskraft die Zukunft in hellen und glänzenden, die Gegenwart in dunkeln und traurigen Farben zeigt, wenn er es vielleicht noch überdies für etwas Verdienstliches hält, die Freuden der Erde zu verachten und nur an die Freuden des Himmels zu denken: so kann es geschehen, daß aus der allzulebhaften Sehnsucht nach den Freuden des Himmels auf der einen und aus der Geringschätzung der Güter der Erde auf der andern Seite eine wirkliche Verachtung des Lebens entspringt. Dies war der Fall bei vielen schwärmerischen Christen der frühern Jahr-

hunderte, die sich ihren Verfolgern freiwillig darboten, um den Märtyrertod zu sterben *), und in der Reihe der oben aufgeführten Selbstmörder finden sich Einige, deren Lebensüberdruß durch religiöse Schwärmerei bewirkt ward. Indeß geschieht es gewiß nur sehr selten, daß der Lebensüberdruß, und noch seltner, daß der Selbstmord aus dieser Quelle entspringt. Denn theils muß die Phantasie in einem außerordentlich hohen Grade exaltirt seyn, wenn sie dem Menschen die übersinnliche Welt so lebhaft vorhalten soll, daß sich die Vorstellungen von der sinnlichen verdunkeln und der Trieb zum Leben erstirbt, theils muß der, der an eine Fortdauer nach dem Tode glaubt, dafern er anders konsequent ist, das gegenwärtige Leben als die Zeit der Vorbereitung auf ein anderes Daseyn betrachten, und es aus diesem Grunde schätzen und Bedenken tragen, es eher zu verlassen, als er sein Ziel erreicht hat. Der Selbstmord aus religiöser Schwärmerei setzt daher eben sowohl eine außerordentliche Verwirrung der Begriffe, als die größtmöglichste Exaltation der Einbildungskraft voraus.

Unter die im Gemüthe des Menschen liegenden Ursachen des Lebensüberdrusses gehören ferner einige Affekten, welche, wenn sie in einem hohen Grade vorhanden sind, diese Wirkung haben können. Und zwar sind dies die Reue und die Furcht. Wenn das Gefühl der Reue in voller Lebhaftigkeit erwacht, sie mag nun durch den Gedanken an Thorheiten, oder durch das Bewußtseyn begangener Verbrechen verur-

*) Man kann hierüber nachlesen theils Mosheim's Moral Th. VI. S. 98., theils des D. Ruß Diss. de studio Martyrii in primitiva ecclesia, welche zu Jena 1737 gedruckt ward.

sacht werden, so haßt und verachtet der Mensch sich selbst, und je mehr er die Folgen seiner Thorheiten und Laster fühlt, desto größer ist der Unwille, den er über sich selbst empfindet, desto lebhafter der Wunsch, aus dem peinlichen Zustande, den er sich selbst zugezogen hat, herauszutreten. Ist es nun nicht möglich, das Geschehene ungeschehen zu machen, gehört der, den das Gefühl der Reue ergriff, unter die Zahl der Menschen, die tief zu empfinden und den durch ihre Empfindungen veranlaßten Vorstellungen lange nachzuhängen pflegen, so geht das Gefühl des gegenwärtigen unangenehmen Zustandes in Lebensüberdruß, und der Unwille über ihr Verhalten in Selbsthaß über. Ein merkwürdiges, hierher gehöriges Beispiel ist die Königin Elisabeth. Bekanntlich hatte sie das Todesurtheil des Grafen Essex unterschrieben, weil sie ihn einer unverzeihlichen Unbiegsamkeit schuldig glaubte. Als sie aber nachher ihren ehemaligen Geliebten durch das Bekenntniß der sterbenden Gräfin von Nottingham unschuldig befand, und sich überzeugte, daß sie die einzige Ursache seines grausamen Todes sey, wurde sie so gewaltig von Reue, Selbsthaß und Verzweiflung ergriffen, daß sie durch kein Zureden bewogen werden konnte, Arzneien zu nehmen und sich zu Bette zu legen. Sie saß zehn Tage und Nächte in einem sinnlosen Stillschweigen mit starren, auf den Boden gehefteten Augen, ganz in ihre Schwermuth versenkt, und starb endlich an einer gänzlichen Zerrüttung des Körpers *). — Schon Seneka hat die Bemerkung gemacht, daß nicht wenig Menschen durch die Furcht zum Selbstmorde geleitet worden sind; und es wird diese

*) s. History of Scotland vol. II. p. 242.

Bemerkung durch die Erfahrung und durch die Geschichte bestätiget. Allerdings ist es sonderbar, durch das größere Uebel dem kleinen entgehen zu wollen und den Tod zu wählen, da ja doch den Menschen kein größeres Uebel, als der Verlust des Lebens, treffen kann, und es scheint als ob man, um zu erklären, wie die Furcht Lebensüberdruß und Selbstmord hervorbringen könne, annehmen müsse, theils daß sie dem Menschen, wenn sie dies wirkt, die Besinnung raube, theils daß sich gewöhnlich andere Gefühle, als das Gefühl der Reue, der Schande u. dgl., mit ihr verbinden.

Am östersten aber wird der Lebensüberdruß ohnstreitig durch zügellose Leidenschaften hervorgebracht. Wer ein Gut leidenschaftlich erstrebt, hält es für das höchste, und legt ihm einen so großen Werth bei, daß es ihm scheint, als ob das Leben ohne dasselbe keinen Reitz habe. Erlangt er nun dies leidenschaftlich erstrebte Gut nicht, oder wird es ihm, nachdem er es erlangt, entrissen, so glaubt er Alles verlohren zu haben, was ihm theuer ist, so glaubt er, daß das Leben nun nach dem Verluste seines höchsten Gutes keinen Werth mehr haben könne. Daher lehrt denn auch die Erfahrung, daß alle Leidenschaften, die Liebe, der Ehrgeitz und der Geldgeitz Lebensüberdruß, und durch diesen, Selbstmord hervorgebracht haben. Besonders ist es die Liebe und der Ehrgeitz, welche diese Wirkung zu haben pflegen. Dies kommt, glaube ich, daher, daß theils die Güter, welche diese Leidenschaften erstreben, mit einem Male gänzlich verlohren gehen können, indeß es nicht leicht geschieht, daß dem Besitzer eines ansehnlichen Vermögens Alles das Seinige entrissen wird, theils daß die Menschen, deren Ge=

müthes sich die Liebe und der Ehrgeitz bemächtigen, eine weit größere natürliche Reitzbarkeit zu haben pflegen, als die, deren Bestreben auf den Besitz des Reichthums gerichtet ist. Und daß der aus getäuschter Liebe und gekränktem Ergeitze entsprungene Lebensüberdruß so oft in Selbstmord übergeht, wird daraus erklärbar, daß diese Leidenschaften das Gemüth in eine äußerst heftige, nahe an Wahnsinn grenzende, Bewegung setzen, und ihm dadurch alle ruhige Ueberlegung unmöglich machen, alle Besinnung rauben.

Endlich liegen auch noch Ursachen des Lebensüberdrusses in Lastern und Verbrechen. Und zwar führen sie diese traurige Gemüthsstimmung auf eine doppelte Weise herbei; theils in wiefern sie das Gemüth mit dem Bewußtseyn der Schuld belasten, theils in wiefern sie drückende Lagen und Umstände veranlassen. Vermöge des sittlichen Gefühls, welches nie gänzlich erstirbt, erkennt sich der Lasterhafte als ein Wesen an, das seine Bestimmung verfehlt und die Achtung seiner selbst verlohren hat. Zwar geschieht es oft, daß er während einer langen Zeit unter den Zerstreuungen und Geschäften des Lebens nicht zu ruhiger Betrachtung seiner selbst kommt. Allein früher oder später treten Zeitpunkte ein, wo er sich nicht mehr entgehen kann, sondern genöthiget wird, einen Blick auf sein Leben und seine sittliche Verfassung zu werfen. Erkennt er nun seine Verwerflichkeit an, so muß er sich mit Verachtung und sein Leben mit Abscheu und Ekel betrachten. Kann er nun aber wohl mit Lust an einem Leben hangen, das ihm in einem solchen Lichte erscheint? — Ferner liegt der Grund unglücklicher Umstände und Verhältnisse meistentheils in den Lastern und Thorheiten der Men-

schen, und die Fälle, wo der Mensch unglücklich ward, sind gewiß weit seltener, als die, wo er sich unglücklich macht. Spielsucht, Wollust und Trunk haben die Vermögensumstände Unzähliger zerrüttet und Armuth und Schande herbeigeführt. Eben so Viele haben sich durch Verbrechen in Lagen versetzt, wo sie bürgerliche Strafen fürchten mußten, und wurden durch diese Furcht bestimmt, sich das Leben zu nehmen.

Dies sind die Ursachen des Lebensüberdrusses, welche jedoch nicht leicht einzeln vorhanden sind, sondern größtentheils durch ihre in einander fließende Wirksamkeit diese Gemüthsstimmung hervorbringen. So leicht es auch ist, im Allgemeinen anzugeben, aus welchen Ursachen der Lebensüberdruß hervorgehen könne: so schwer, oft unmöglich, wird es doch, in einzelnen Fällen zu bestimmen, welche Ursachen wirksam gewesen sind, und wie viel auf die Rechnung der einen oder der andern zu setzen sey.

Wenn wir denn nun weiter gehen, und nach den Wirkungen dieser Gemüthsstimmung fragen, so muß angemerkt werden, daß sie die Kräfte des Körpers allmählig schwäche und aufreibe, die Tugend erschwere, und endlich nicht selten wirkliche Verbrechen hervorbringe.

Vermöge des Zusammenhanges zwischen Geist und Körper wirkt Alles, was in dem erstern vorgeht, auf den letztern ein. Vorstellungen und Gemüthsstimmungen können wohlthätige und nachtheilige Wirkungen in dem Körper hervorbringen. Wenn es nun eine unbezweifelte Wahrheit ist, daß dem Körper nichts günstiger zu seyn pflegt, als Zufriedenheit, Heiterkeit

und Seelenruhe, so muß eine Gemüthsstimmung, die das Gegentheil hiervon ist, auch die entgegengesetzte Wirkung erzeugen. Finstere Vorstellungen, beängstigende Träume, stete Unruhe, dies ist es, was mit dem Lebensüberdrusse unzertrennlich verbunden zu seyn pflegt. Er wirkt auf den Körper, wie ein allzustarkes Reitzmittel, das ihn gewaltig angreift und seine Kräfte nach und nach aufreibt. Das erloschene Auge, der matte Gang, die blasse Gesichtsfarbe der Menschen, die dem Lebensüberdrusse Preis gegeben sind, beweist es zur Gnüge, wie viel ihr Körper leidet.

Was aber noch mehr ist, auch auf die Tugend äußert der Lebensüberdruß den nachtheiligsten Einfluß. Denn theils bringt er oft das hervor, was man üble Laune zu nennen pflegt, theils verdrängt er die Gefühle der Liebe und des Wohlwollens, indem er es bewirkt, daß dem Menschen, so wie Alles, was ihn umringt, so auch sein Geschlecht, in einem höchst nachtheiligen Lichte erscheint. Wenn aber der Mensch eine Beute der übeln Laune wird, wenn sich seiner jenes unbestimmte Gefühl des Uebelbefindens bemächtiget, so wird er oft höchst ungerecht und unbillig gegen die Menschen, und quält die, welche ihn umringen, eben so, wie sich selbst. Von uns geht das Licht aus, in welchem uns die Außenwelt erscheint. Sind wir finster gestimmt, so zeigt sich uns Alles und mithin auch die Menschen, in dunkeln Farben. Der Mensch, über dessen Gemüth sich der finstere Lebensüberdruß verbreitet hat, hält nicht nur die Menschen für schlechter, als sie sind, sondern giebt auch oft allen Glauben an menschliche Tugend auf; welches besonders dann geschieht, wenn sein Lebensüberdruß durch Uebel, welche von Menschen herrühren, veranlaßt ward. Natürlich

löscht daher der Lebensüberdruß die Gefühle des Wohlwollens, und der Liebe aus und muß, da ein Herz voll Wohlwollen die Quelle vieler Tugenden ist, einen nachtheiligen Einfluß auf die Sittlichkeit äußern.

Endlich werden sogar wirkliche Verbrechen durch den Lebensüberdruß hervorgebracht. Daß er, wenn er den höchsten Grad erreicht, und der Mensch durch keine religiösen und sittlichen Grundsätze zurückgehalten wird, die Ursache des Selbstmordes werde, ist bekannt. Aber weniger bekannt ist es, daß er auch die Ursache des eigentlichen Mordes werden kann. Es hat nämlich, wie dies die Erfahrung lehrt *), Menschen gegeben, welche, da sie die heftigsten Anwandlungen von Lebensüberdruß empfanden, und von einem fast unwiderstehlichen Wunsche zu sterben, ergriffen wurden, und doch entweder nicht Muth genug hatten, um selbst Hand an ihr Leben zu legen, oder durch religiöse Grundsätze vom Selbstmorde zurückgehalten wurden, auf den Gedanken kamen, einen unschuldigen Menschen umzubringen, um in die Hände der Gerechtigkeit zu fallen, und durch diese von ihrem lästigen Leben befreit zu werden. Sie glaubten nämlich in den Stunden des Unmuths, wo sie das Leben von der traurigsten Seite betrachteten, daß sie dem Menschen, den sie

*) Hierher gehört das oben angeführte Beispiel des Schweden, von dem Huetius in dem Commentario de rebus ad eum pertinentibus L. II. p. 109—11. erzählt, hierher gehört der Kindermörder Seybel, von dem man in Moritz Magazine für die Erfahrungsseelenkunde B. I. St. 1. S. 26 fg. Nachricht findet. In Dänemark war eine Zeit, wo dergleichen Fälle gar nicht selten vorkamen, und der Regierung nicht wenig zu schaffen machten. s. Michaelis Moral Th. II. S. 44.

ermordeten, keinen großen Schaden zufügten, wenn sie ihn von dem elenden Leben erlösten, besonders wenn sie ein unschuldiges Kind, das keine Sünden begangen habe, hierzu wählten, und hofften, wenn sie ja sündigten, durch Reue den Himmel wieder zu versöhnen und die Seeligkeit zu erlangen. So glaubten sie auf der einen Seite den Strafen des Selbstmordes zu entgehen, und hofften auf der andern von einem Leben, das ihnen zur Last ward, befreit zu werden.

Wollte ich nun noch über die Mittel, dem Lebensüberdrusse entgegenzuwirken, ausführlich sprechen, so würde ich auf die verschiedenen Ursachen, aus denen er entspringt, Rücksicht nehmen und so in's Detail eingehen müssen, daß ich die mir gesetzten Grenzen überschreiten würde. Daher begnüge ich mich mit folgenden Erinnerungen. 1) Man suche, um dem Lebensüberdrusse zu entgehen, so viel als möglich Herr über seine Empfindungen zu werden, sowohl über die, welche von dem Körper ausgehen, als auch über die, welche durch andere Ursachen veranlaßt werden. So wie es in den meisten Fällen nicht geschehen kann, daß die körperlichen Ursachen, welche hypochondrische Launen und melancholische Stimmungen erzeugen, entfernt werden, eben so ist es nicht immer möglich, die von dem Körper ausgehenden Gefühle zu beherrschen. Auf manche Menschen wirken körperliche Ursachen so stark ein, daß jede Gegenwirkung unmöglich wird, daß sie den Gebrauch ihrer Freiheit gänzlich verliehren, sich von den finstern Vorstellungen, die ihnen vorschweben, schlechterdings nicht losreißen können und unaufhaltsam zum Tode fortgerissen werden; wovon man sich durch eine nähere Bekanntschaft mit Melancholischen und solchen Hypochondrischen, bei denen dies Uebel den höchsten

Grad erreicht hat, überzeugen kann. Allein wenn die Einwirkung der körperlichen Ursachen nicht allzu gewaltig ist, so kann der Mensch allerdings auch den Anwandlungen des Lebensüberdrusses, welche von dem Körper ausgehen, widerstehen, und durch die Macht des Willens Meister seiner Gefühle werden. Kant versichert *), er habe in frühern Jahren Anwandlungen von Hypochondrie empfunden, welche bis an den Ueberdruß des Lebens grenzten, und doch sey es ihm gelungen, Herr dieser Gefühle zu werden, und die Aufmerksamkeit dergestalt von ihnen abzulenken, daß sie die Heiterkeit seines Gemüths nicht störten. Und gewiß vermag der Mensch, wenn er nur recht ernstlich will, und die Mittel, die ihm Beschäftigungen und Vergnügungen darbieten, zweckmäßig benutzt, nicht wenig über seine Gefühle **). Wenn schon die Gefühle, welche von dem Körper ausgehen, sehr oft seiner Herrschaft unterworfen sind, so vermag er gewöhnlich noch mehr über die Empfindungen, welche aus andern Quellen entspringen, da alles Andere weniger innig mit dem Gemüthe zusammenhängt, und daher auch nicht so stark auf dasselbe einwirken kann, als der Körper. — 2) Um sich vor dem Lebensüberdrusse zu bewahren, mäßige man seine Wünsche und seine Ansprüche an das Schicksal. — Aus ungezähmten Wünschen entspringen Leidenschaften. Leidenschaften führen oft zu Vergehungen und Verbrechen und von einem Gemüthe, welches das Bewußtseyn der Schuld belastet, flieht

*) In der kleinen Schrift: Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn S. 21 — 22.

**) Es ist hier nachzulesen Bergk in der Psychologischen Lebensverlängerungskunde S. 310 fg.

Heiterkeit und Friede. Wer große Ansprüche an das Schicksal macht, wird gewöhnlich sehr oft theils in seinen Hoffnungen betrogen, theils, um diese Ansprüche durchzusetzen, zu gewagten Unternehmungen veranlaßt, die, wenn sie mißlingen, drückende Verhältnisse herbeiführen. Und so können große Ansprüche an das Schicksal auf mehr als eine Weise Veranlassungen des Lebensüberdrusses werden. — 3) Wer sich gegen den Lebensüberdruß verwahren will, gewöhne sich zu einem thätigen Leben. Gewöhnlich sind die thätigsten Menschen auch die heitersten und zufriedensten, da sie nicht nur das stete Bewußtseyn, daß sie nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind, begleitet, sondern auch das stets rege Spiel der Kräfte wohlthätig auf Geist und Körper wirkt. Ferner hat derjenige, der zur Thätigkeit gewöhnt ist, das beste Mittel in Händen, die Anwandlungen übler Laune zu unterdrücken und es zu verhüten, daß sein Unmuth nicht den höchsten Grad erreiche. Denn durch anhaltende und anstrengende Beschäftigungen unterbricht man die unwillkührlichen Spiele der Phantasie, und diese sind es eben, die den Unmuth, er entspringe nun entweder aus körperlichen Ursachen, oder er werde durch äußere Umstände veranlaßt, unterhalten und vermehren. — Um sich gegen den Lebensüberdruß zu schützen, suche man sich durch die Bekanntschaft mit den Wissenschaften und Künsten eine nie versiegende Quelle angenehmer Unterhaltung zu verschaffen. Das Feld des menschlichen Wissens ist unendlich, und das längste Leben reicht nicht hin, es in seiner ganzen Ausdehnung zu durchlaufen. Wer daher wirklich Interesse an den Wissenschaften nimmt, dem zeigen sich stets neue Aussichten, die er zu verfolgen, neue Probleme, die er gelöst zu sehen wünscht. Und so fehlt

es ihm nie an Gegenständen, die ihm wichtig sind, so öffnet sich ihm eine nie versiegende Quelle angenehmer und nützlicher Unterhaltung *). Wenn die meisten Vergnügungen durch öftere Wiederholungen Ekel und Ueberdruß erzeugen, so verliehren die Freuden der Künste nie ihren Reitz. Die gemeinen Vergnügungen gleichen den irdischen Weibern, deren Schönheit schnell welkt und verblüht, die Vergnügungen der Künste aber den unsterblichen Göttinnen, die unverwelkliche Reitze besitzen. Wer daher Sinn hat für die Vergnügungen der Künste, kann die leeren Stunden des Lebens, in denen der Mensch so oft Anwandlungen des Unmuths fühlt, auf eine treffliche Weise ausfüllen. Die Bekanntschaft mit den Wissenschaften und Künsten ist besonders dann von der größten Wichtigkeit, wann ein Mensch aus dem gewohnten Kreise seiner Geschäfte herausgetreten ist. Denn theils treten dann viele leere Stunden ein, theils ist das Abtreten von dem Schauplatze des öffentlichen Lebens sehr oft mit mannigfaltigen Kränkungen verbunden, so daß der Mensch eines Mittels bedarf, theils um sich zu beschäftigen, theils um sich zu trösten. Was anderes, als die Beschäftigung mit den Wissenschaften war es, was den Cicero und alle die, welche ein ähnliches Schicksal traf, in der Periode des Lebens, wo sie ihren Posten verlassen hatten, gegen Unmuth und den aus ihm

*) So war es z. B. nichts anderes, als das Interesse an den Wissenschaften, was, wie Schlichtegroll im Nekrologe erzählt, dem bekannten Mauvillon, dem Verfasser der Schrift: Mann und Weib, eine so außerordentliche Liebe zum Leben einflößte, daß er mehr als einmal äußerte, er wolle sich Hände und Füße abschneiden lassen, wenn er tausend Jahre leben und ungestört lesen und diktiren könne.

entspringenden Lebensüberdruß schützte? — 5) Wer sich gegen den Lebensüberdruß verwahren will, bemühe sich endlich, zu einer heitern, durch religiöse Ueberzeugungen bewirkten Ansicht der Welt und des menschlichen Daseyns zu gelangen. Der Glaube an einen weisen und gütigen Schöpfer und Regierer der Welt gießt ein heiteres Licht über das wechselvolle, wundersam verkettete Schauspiel des Lebens aus. Nur dann kann sich der Mensch freuen, daß er ein Theil der Welt ist, wann er sie als das Werk eines weisen Urhebers betrachtet. Und wer in den Zeitpunkten des Leidens durch den Glauben an die Vorsehung in den Stand gesetzt wird, den Gedanken festzuhalten, daß auch die Leiden des Lebens wohlthätige Absichten haben müssen, ist fähig, Geduld, Gleichmuth und Ergebung zu beweisen, und kann nicht leicht weder in den Zustand einer wilden Entrüstung, noch in die Stimmung einer gänzlichen Niedergeschlagenheit versetzt werden, welches bei dem so leicht geschehen kann, der in den Leiden des Lebens nichts, als das Werk eines blinden Ohngefährs sieht. Der Glaube an einen weisen und gütigen Urheber der Welt ist unzertrennlich verbunden mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, und auch diese trägt bei, das Gemüth ruhiger und stiller zu machen, theils indem sie den Gedanken an die baldige Befreiung von den gegenwärtigen Uebeln und an einen glücklichen, bald zu erwartenden Zustand herbeiführt, theils indem sie dem Menschen überhaupt eine große, seelenerhebende Ansicht des menschlichen Daseyns eröffnet.

Wer gesund ist an Leib und Seele, sich bemüht, gut und recht zu handeln, in allen Verhält-

nissen des Lebens, und einen zuversichtlichen Glauben an Gott und Unsterblichkeit in seinem Herzen trägt, geht heiter und zufrieden durchs Leben, genießt mit Mäßigkeit das Gute, das sich ihm darbietet, trägt mit Muth und Fassung die Leiden, die ihm begegnen, und geht endlich mit heiterer Ruhe in die Welt über, wo die zweite, bessere Periode seines Daseyns beginnt.

II.

Historische Darstellung der Grundsätze verschiedener Völker und Philosophen über den Selbstmord.

So lange der Mensch auf der niedrigsten Stufe der Kultur steht, so lange ihm noch keine Religion das Leben aus einem höhern Gesichtspunkte gezeigt hat, so lange er noch nicht zu der deutlichen Einsicht, daß er hienieden Pflichten zu erfüllen habe, gekommen ist: so lange folgt er blos den Antrieben der thierischen Natur. Geht es ihm wohl, werden seine Wünsche erfüllt, sieht er einer glücklichen Zukunft entgegen, so gefällt es ihm auf der Welt und er wünscht länger zu leben. Tritt aber der entgegengesetzte Fall ein, so wird ihm nicht nur das Leben weit eher zu einer drükkenden Last, als dem Manne von Bildung und Grundsätzen, weil er nichts hat, was er den Stürmen des Schicksals entgegensetzen kann, und den unangenehmen gegenwärtigen Gefühlen zu sehr Preis gegeben ist,

als daß er vermögend wäre, sie durch Vorstellungen zu verdrängen, oder wenigstens zu mäßigen, sondern er trägt auch kein Bedenken, ein Leben, das ihm lästig wird, von sich zu werfen, weil ihn nicht die Pflicht, sondern nur der Trieb der Natur an das Leben bindet. Daher kommt es denn auch, daß man bei vielen rohen Völkern sehr häufig Selbstmörder findet *). Viele Itälmenen auf Kamtschatka ermordeten sich blos, weil sie alt wurden und nichts mehr auf der Welt zu erwarten hatten, die Japaneser und Malayen kann eine geringfügige Beleidigung zum Selbstmord bringen und der Karaibe kann durch die Furcht vor der geringsten Züchtigung zu diesem Schritte bestimmt werden. Wenn man bedenkt, daß rohe Menschen, besonders wenn sie unter einem ungünstigen Himmelsstriche leben, sich nicht so leicht, als die meisten Mitglieder civilisirter Völker, gegen die Beschwerden des Alters schützen können, daß ihnen die Jahre der Schwachheit und des Unvermögens, da ihnen Geistesbeschäftigungen unbekannt sind, höchst lästig werden müssen, und daß ihre Kinder gewiß selten so viel Feinheit und Zartgefühl haben, daß sie es ihnen nicht sollten merken lassen, wie lästig ihnen die Sorge für ihre Erhaltung sey: so kann man nichts

*) s. den Aufsatz: Ueber den Hang mancher Völker zum Selbstmorde. Im Göttingischen hist. Magazine B. II. S. 104 fg. Besonders merkwürdig ist mir das gewesen, was Steller (s. dessen Beschreibung von dem Lande Kamtschatka S. 293 — 94.) von dem Hange der Itälmenen zum Selbstmorde erzählt; mit welcher Erzählung die Nachrichten des Grafen von Benjowsky (s. dessen Begebenheiten und Reisen von ihm selbst beschrieben. Aus dem Engl. übersetzt von Ebeling B. I. S. 203.) übereinstimmen.

nichts Befremdendes darin finden, daß Menschen dieser Art, da ihnen keine religiösen und sittlichen Grundsätze auch ein lästiges Leben ertragen heißen, blos durch den Gedanken an die Beschwerden des herannahenden Alters zum Selbstmorde geleitet werden. Wenn man es bedenkt, wie der rohe Mensch, nur auf das Gegenwärtige eingeschränkt, dem Gefühle gegenwärtiger Uebel ganz Preis gegeben und nicht leicht im Stande ist, seine Blicke auf die Zukunft zu richten, so wird es erklärbar, wie ihn die kleinsten Uebel, als z. B. eine geringe Züchtigung, zum Selbstmorde bringen können. Und wenn man sich endlich erinnert, mit welcher Heftigkeit sich gewöhnlich die Rachsucht in dem Herzen roher Menschen regt, so läßt es sich denken, wie eine Beleidigung, die sie nicht rächen können, im Stande sey, sie mit so unangenehmen Gefühlen zu erfüllen, sie in einen so peinlichen Zustand zu versetzen, daß sie sich gedrungen fühlen, ihn zu verlassen.

Hat sich der Mensch aus dem Stande der Rohheit emporgearbeitet, haben sich religiöse und moralische Ideen entwickelt, so fängt er an, das Leben aus einem höhern Gesichtspunkte zu betrachten und einzusehen, daß er es nicht leichtsinnig von sich werfen dürfe. Der Glaube an einen Gott, den Regierer der Welt und der menschlichen Schicksale, an einen Gott, der jedem Menschen sein Ziel gesetzt habe, mußte den Menschen sehr natürlich auf den Gedanken leiten, daß er unrecht handle, wenn er

sich durch das Gefühl der Beschwerden bestimmen lasse, aus seiner Laufbahn herauszutreten, ohne das vorgesteckte Ziel erreicht zu haben. Daher finden wir denn auch in den ältesten Denkmälern des Volkes, bei dem sich der Glaube an einen höhern Regierer der Welt und namentlich die Idee, daß jedem Menschen ein bestimmtes Ziel von dem Herrn über Tod und Leben gesetzt sey *), sehr früh entwickelt hatte, deutliche Spuren einer mißbilligenden Beurtheilung des Selbstmordes. Der Verfasser des Buchs Hiob, welches wahrscheinlich die älteste Schrift ist, die wir besitzen, legt dem Hiob an zwei Orten solche Aeußerungen in den Mund **), aus denen sich schließen läßt, daß er den Selbstmord für unerlaubt gehalten habe.

Moses verordnete zwar nichts über den Selbstmord, verbot ihn nicht und hat weder für den attentirten Selbstmord Strafen festgesetzt, noch verlangt, daß man den Leichnam des Selbstmörders schänden und entehren solle ***). Allein man würde sehr irren, wenn man hieraus schließen wollte, der Selbstmord sey von ihm gebilliget und von der Nation als eine gleichgültige Handlung betrachtet worden. Moses scheint hierüber nichts festgesetzt zu haben, theils weil der Selbstmord unter den Juden nicht gewöhnlich war (denn im ganzen A. T. finden sich nur zwei Beispiele von Selbstmördern), theils

*) s. das Buch Hiob XIV, 5.

**) s. das Buch Hiob II, 7—10. VII, 15—16. vergl. Michaelis Anmerkung zu dieser Stelle.

***) Michaelis Mosaisches Recht Th. VI. S. 3 fg.

weil es dieser weise Gesetzgeber einsah, daß der Selbstmord eigentlich gar nicht bestraft werden könne, und daß es unanständig sey, den Leichnam eines Unglücklichen zu entehren. Aus der religiösen Denkungsart der Juden aber läßt sich mit der größten Wahrscheinlichkeit schließen, daß sie den freiwilligen Tod mißbilligten. Eine Nation, welche sich Gott in einer so innigen Verbindung mit dem Menschen dachte, welche Alles, was geschieht, nicht nur mittelbar, sondern auch unmittelbar von Gott herleitete und auf ihn zurückführte, welche Gott als den Regierer der menschlichen Schicksale, als den Herrn über Leben und Tod betrachtete, konnte ohnmöglich eine That billigen, durch welche der Mensch einen Eingriff in die Regierung Gottes zu thun scheint. Zwar liefert in den spätern Zeiten die Geschichte des jüdischen Krieges zahlreiche Beispiele von Selbstmördern. Allein man würde irren, wenn man hieraus folgern wollte, der Selbstmord sey nach der herrschenden Denkart der Nation als eine gleichgültige Handlung betrachtet worden. Diejenigen, welche sich während des Krieges mit den Römern umbrachten, waren in die verzweifelnsten Lagen versetzt worden. In solchen Lagen aber verliehren sehr oft die Grundsätze, denen der Mensch zu anderer Zeit folgt, ihren Einfluß auf das Gemüth, so daß der Mensch durch den Drang der Noth, durch das Gefühl der Hülflosigkeit und der Verzweiflung zu Handlungen fortgerissen wird, die er in andern Zeitpunkten des Lebens für verwerflich erklären würde. Im Gegentheil läßt sich aus der Rede, welche Josephus an eine Anzahl von Juden hielt, die sich tödten wollten und ihn aufforderten, ein Gleiches zu thun, ersehen, daß auch in spätern Zeiten Män-

ner von Grundsätzen den Selbstmord für verwerflich erklärten. Josephus sagt in dieser Rede *), es verrathe Feigheit, nicht Muth, den Tod zu suchen, es sey widernatürlich sich umzubringen, da kein Thier sein Leben verkürze, man versündige sich, wenn man sich tödte, gegen Gott, und habe Strafen in der andern Welt zu erwarten. Doch diese Stelle ist nicht blos in sofern merkwürdig, in wiefern sie das Urtheil eines weisen und gebildeten Juden der spätern Zeiten enthält, sondern verdient auch deswegen bemerkt zu werden, weil sie von Strafen, die man auf den Selbstmord gesetzt habe, spricht. „Darum hat man auch unter uns, heißt es, für recht erkannt, Selbstmörder aus dem Hause zu werfen und bis zu Sonnenuntergange unbegraben liegen zu lassen, da wir doch sonst selbst unsern Feinden das Begräbniß nicht versagen.“ Wenn dies gleich kein Gesetz Moses, sondern eine spätere Verordnung ist, die sich entweder auf die Rechtssprüche der Rabbinen, oder auf den Befehl der Obrigkeit gründet, so läßt sich doch aus diesem Gesetze, da sich ja der Geist eines Volks gewöhnlich in seinen Gesetzen spiegelt, abnehmen, daß man den Selbstmord unter den Juden, nach der herrschenden Denkart der Nation, als eine unerlaubte und verwerfliche Handlung betrachtet habe.

Schon aus dem Charakter der Griechen, in dem weder finstere Melancholie, noch jener Starrsinn lag, der dem Schicksale auch da, wo es die Pflicht verlangt,

*) Sie steht in der Schrift de B. I. L. III. c. 14.

nicht weichen will, läßt es sich vermuthen, daß sie den Selbstmord nicht günstig beurtheilten. Allerdings waren, besonders während der Zeit der persischen Kriege, Freiheitssinn, Muth und Tapferkeit hervorstechende Züge ihres Charakters. Allein ihr richtiges Gefühl lehrte sie die Fälle, wo es die Pflicht erfordert, sich dem Vaterlande aufzuopfern, von denen unterscheiden, wo der Mensch durch Stolz und Eigensinn bestimmt wird, das Leben zu verlassen. So hoch sie daher den Helden schätzten, der sein Leben dem Vaterlande aufgeopfert hatte, so laut sie seinen Ruhm priesen und seine Thaten durch Denkmäler verewigten: so ließen sie sich doch nicht durch den Anschein von Seelenstärke, die der Selbstmörder in den Augen des Römers zu verrathen schien, verleiten, ihm eine unverdiente Bewunderung zu schenken. Auch scheint die Zahl der Selbstmörder unter den Griechen verhältnißmäßig klein gewesen zu seyn. Wenigstens erinnere ich mich nicht, in den griechischen Schriftstellern viele Selbstmörder erwähnt gefunden zu haben.

Daß nun aber der Selbstmord wirklich von dieser Nation als eine unerlaubte, noch viel weniger aber als eine bewundernswürdige Handlung, wofür ihn die spätern Römer hielten, betrachtet worden sey, ergiebt sich zuerst aus einer Gesetzstelle, welche Aeschines in seiner Rede gegen den Ktesiphon erwähnt. „Wenn sich, sagt er *), jemand selbst umbringt, so

*) s. Aeschin. contra Ctesiphont. p. 636 ed. Reik. ἐαν τις ἁυτον διαχρησηται, την χειρα την τȣτο πραξασαν χωρις τȣ σωματος θαπτομεν. Auch Aristoteles ad Nicomach. L. V. cap. 16. sagt, daß der Staat den Selbstmörder bestrafe, und daß er für entehrt gehalten werde, und eben dies läßt sich aus dem schließen, was Cebes beim Plato in Phaed. §. 6., gleich zu Anfange, sagt.

begraben wir blos die Hand, durch die er sich umbrachte, und lassen den Leichnam unbeerdiget liegen." Es war mithin eine Strafe und zwar eine sehr empfindliche Strafe auf den Selbstmord gesetzt. Denn da man glaubte, der Mensch könne nicht eher in die glücklichen Wohnungen der Unterwelt gelangen, als bis sein Körper begraben sey, so wurde der Selbstmörder, nach der Denkart jener Zeiten, durch die Verweigerung des Begräbnisses gewiß sehr empfindlich bestraft. Mit Recht kann man aber aus diesem Gesetze schließen, daß der Selbstmord nach der herrschenden Denkart der Griechen, wenigstens der Athenienser, gemißbilliget worden sey, da es das Gesetz eines Freistaates war, das ohne die Billigung des Volks keine Sanktion hätte erhalten können.

Wenn man annehmen kann, daß die Grundsätze der geachtesten Philosophen mit der herrschenden Denkart des gebildeten Theils der Nation, der sie angehören, gewöhnlich im Wesentlichen übereinstimmen, weil theils die Ideen, mit denen sie von Jugend auf bekannt wurden, Einfluß auf ihre Grundsätze haben, theils ihre Lehren auf die Denkart der Nation wirken: so läßt sich auch daraus, daß die größten und geachtesten Philosophen Griechenlands, Pythagoras, Plato und Aristoteles, und wenn man vom Plato auf den Sokrates zurückschließen darf, auch dieser den Selbstmord ungünstig beurtheilte, schließen, daß er nach der herrschenden Denkart der Griechen als eine verwerfliche und tadelnswerthe Handlung betrachtet worden sey. Vom Pythagoras versichert es wenigstens Cicero *), daß er es für unrecht erklärt habe,

*) s. de Senect. cap. 20. vetatque Pythagoras injussu imperatoris c. e. dei de praesidio et statione vitae decedere.

seinen Posten ohne den Willen des Feldherren zu verlassen, und wie Plato und Aristoteles über den Selbstmord geurtheilt haben, können wir aus den Schriften dieser Männer ersehen. Plato berührt diesen Gegenstand in zwei Stellen seiner Schriften, nämlich theils im Phädon, theils in dem Werke von den Gesetzen. In der ersten Stelle *) läßt er den Sokrates den Selbstmord für unerlaubt erklären, theils weil sich Gott um die Angelegenheiten der Menschen bekümmere, theils weil der Mensch ein Knecht Gottes sey und einem Soldaten gleiche, der ohne den Willen des Feldherrn seinen Platz nicht verlassen dürfe. In der letzten Stelle **) erklärt er sich folgendermaßen: „Welcher Strafe ist aber derjenige zu unterwerfen, der seinen vertrautesten und vorgeblich geliebtesten Freund tödtet, ja der sich selbst umbringt, und durch die Beraubung seines Lebens seinem Schicksale auf eine frevelhafte Art zuvorkommt, der nicht durch ein vom Staate über ihn verhängtes Todesurtheil, nicht durch sein trauriges, unvermeidliches Schicksal gezwungen, nicht durch das Gefühl der Schande bewogen, sondern aus Trägheit und unmännlicher Geistesschwäche sich selbst einen ungerechten Tod zugefüget hat? Was für Reinigungen, was für ein Begräbniß hier nach den Gesetzen zu verfügen sey, das gehört für die Gottheit; doch sollen die nächsten Anverwandten sich deswegen bei den Auslegern und in den Gesetzen selbst

*) s. Phaed. §. 6. p. 254—56. ed. Fisch. Eine weitere Auseinandersetzung der hier aufgestellten Grundsätze findet man in F. V. Reinhardi Disput. De morte voluntaria quid et quam clare praecipiat philosophia ad locum Platonis in Phaed. Sect. VI. Vitebergae 1778. 4.

**) de Leg. Dial. IX.

Raths erholen und sich nach den erhaltenen Vorschriften richten; solche Selbstmörder sollen ein von allen andern abgesondertes Begräbniß erhalten, und zwar an solchen Orten, welche in den zwölf Abtheilungen des Landes an den äußersten Enden liegen und wüste und namenlos sind, die Leichen selbst sollen unberührt, ohne daß man den Ort, wo sie liegen, durch eine Bildsäule oder Inschrift kenntlich machte, verscharrt werden." Aus beiden Stellen geht das Resultat hervor, daß Plato den Selbstmord für unerlaubt und höchstens nur in dem Falle für zuläßig erklärt habe, wenn der Mensch nur zwischen dem Tode und der Schande zu wählen hat. — Das Urtheil, welches Aristoteles über diesen Gegenstand fällt, stimmt mit dem des Plato überein, beruht aber auf andern Gründen. Aristoteles betrachtete den Selbstmord nicht aus dem Gesichtspunkte der Religion, und erklärte ihn daher nicht deswegen für unerlaubt, weil der Mensch in die Weltregierung Gottes eingreife und den, ihm von dem obersten Regenten angewiesenen Platz, eigenmächtig verlasse, sondern betrachtete ihn theils aus dem Gesichtspunkte der Politik, theils aus dem der Psychologie. Wer sich selbst umbringt, sagt er *), in der ersten Rücksicht, begeht gegen sich selbst kein Unrecht, denn er thut es freiwillig, allein er handelt unrecht gegen den Staat, und wird deshalb mit bürgerlichen Strafen belegt. Wer durch den Tod, sagt er **) in der letzten Rücksicht, der Armuth, oder einer unglücklichen Liebe, oder einer andern Beschwerde entgehen will, verräth nicht Muth, sondern Furcht, denn es ist Weichlichkeit, Beschwerden entfliehen zu wollen. — So stimmen denn diese bei-

*) ad Nicomach. L. V. cap. 16.

**) l. l. L. III. cap. 11. vergl. cap. 1.

den größten und geachtetsten Philosophen Griechenlands, ob sie gleich von verschiedenen Principien ausgehen, darin überein, daß sie den Selbstmord für unerlaubt und verwerflich erklären. Und wenn man diese Urtheile mit dem zusammenhält, was weiter oben erinnert ward, so wird es mehr als wahrscheinlich, daß die Selbsttödtung von dem größten Theile der Griechen ungünstig beurtheilt ward. Zwar konnte man daraus, daß sich einige Philosophen, nämlich Zeno *), Cleanthes **) und vielleicht Empedokles umbrachten, das Gegentheil schließen wollen. Allein diese Folgerung würde unrichtig seyn, da es vom Empedokles noch ungewiß ist, welches Todes er gestorben sey, Zeno und Cleanthes aber aus bloßer Lebenssättigung (beide hatten die höchsten Stufen des menschlichen Alters erreicht), ohne einen andern, auch nur scheinbar zureichenden Grund zu haben, und ohne ihre That zu rechtfertigen, aus der Welt giengen, und man nirgends findet, daß die Zeitgenossen dieser Männer ihren freiwilligen Tod gebilliget hätten, ob man gleich dem Zeno, wahrscheinlich aus Achtung für seine frühern Verdienste, ein ehrenvolles Begräbniß nicht versagte. Im Gegentheil hat selbst Epikur, aus dessen Systeme doch der Grundsatz folgte: Si melius est discedere, discedo, im Allgemeinen wenig-

*) s. Diog. Laert. L. VII. Segm. 28. pag. 282. ed. Meiborn.

**) s. Diog. Laert. L. VII. Segm. 176. Man hat eine Dissertation, welche vielleicht mehr Licht über den freiwilligen Tod dieser und anderer Philosophen verbreitet. Sie führt den Titel: Hofmanni Diatribe de αὐτοχειρία philosophorum. Allein ich bin nicht so glücklich gewesen, sie auffinden und für meinen Zweck benutzen zu können.

stens, ein mißbilligendes Urtheil über den Selbstmord gefällt *).

Anders als die Juden und Griechen scheinen einige weniger bekannte Völker der alten Welt den Selbstmord beurtheilt zu haben. Die in Indien herrschende Sitte, nach welcher die Frau, die ihren Mann am meisten geliebt hatte, sich, wenn dieser gestorben war, in die Flammen stürzte, um mit ihm zu sterben **), läßt vermuthen, daß, nach der Denkart dieses Volkes, dem Menschen das Recht, eigenmächtig über sein Leben zu entscheiden, zugeschrieben ward. Und diese Vermuthung wird durch das, was Aelian von dem freiwilligen Tode des indischen Philosophen Calanus erzählt ***), bestätiget. Denn wenn er berichtet, dieser Mensch habe an einem öffentlichen Orte einen Scheiterhaufen errichtet, und durch seine Selbsttödtung einer großen, versammelten Menge gleichsam ein Schauspiel gegeben, ohne daß es jemand versucht hätte, ihn von der Ausführung seines Vorhabens zurückzuhalten, so kann man hieraus mit mehr, als Wahrscheinlichkeit, schließen, daß die Nation, welcher Calanus ange-

*) s. Senec. Epist. Ep. 24. gegen das Ende.

**) s. Valer. Max. L. II. cap. VI. No. 14.

***) s. Aelian. V. H. L. V. cap. 6. Aehnlich dieser Erzählung ist das, was Lucian in der Schrift: de morte Peregrini von dem Tode dieses Philosophen erzählt.

hörte, den Selbstmord wenigstens für eine gleichgültige Handlung hielt. Wenn es bei uns einem Menschen einfiele, sich öffentlich umzubringen, wie würde man ihm abrathen, und, wenn er demohngeachtet bei seinem Vorsatze beharrte, mit Gewalt von der Ausführung desselben zurückzuhalten suchen!

Der zweite Staat der alten Welt, in welchem man den Selbstmord für erlaubt gehalten zu haben scheint, ist die Republik Marseille. Denn wenn Valerius Maximus erzählt *), man habe in dieser Stadt stets Schierlingstrank in Bereitschaft gehabt, um ihn denen, die der Obrigkeit den Entschluß zu sterben bekannt gemacht und durch hinreichende Gründe gerechtfertiget hätten, zu reichen, so muß man annehmen, daß diese Nation geglaubt habe, es gebe Fälle, wo der Mensch das Leben freiwillig verlassen dürfe. Eben dieser Gebrauch herrschte, nach der Versicherung des Valerius Maximus **), auch auf der Insel Ceos. Und daß man den Selbstmord nicht etwa blos in solchen Fällen, wo eine Kollision der Pflichten Statt findet, für zuläßig erklärt, sondern auch an denen nicht gemißbilliget habe, die sich blos deswegen für berechtiget hielten, diesen Schritt zu thun, weil sie lange genug gelebt zu haben glaubten, ersieht man aus dem Beispiel der Matrone, deren Tod Valerius in der angeführten Stelle ausführlich beschreibt.

Woher es gekommen sey, daß der Selbstmord von diesen Völkern auf die so eben beschriebene Weise

*) L. II. cap. VI. No. 7.

**) L. II. cap. VI. No. 8.

beurtheilt ward, dürfte sich schwerlich befriedigend erklären lassen, da wir mit ihrer Religion, Geschichte und Verfassung zu wenig bekannt sind.

Mehr läßt sich von den Grundsätzen der Römer über den Selbstmord und von den Ursachen sagen, die es bewirkten, daß sie ihn, wenigstens in spätern Zeiten, ganz anders beurtheilten, als er von uns beurtheilt zu werden pflegt. In den frühesten Zeiten, da noch religiöse Vorstellungen auf die Gemüther der Römer wirkten, scheinen sie den Selbstmord allerdings für eine unerlaubte Handlung, durch welche sich der Mensch das Mißfallen der Götter zuziehe, erklärt zu haben. Es läßt sich dies theils daraus, daß Tarquinus Superbus, wie Plinius versichert *), befahl, die Leichname der Selbstmörder sollten ans Kreuz geheftet werden, theils aus der Meinung, daß den Selbstmördern ein besonderer Ort in der Unterwelt angewiesen sey **), mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen. Allein späterhin, in den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaisern, ward der Selbst-

*) s. H. N. L. XXXVI. c. 15.

**) Spuren dieser Meinung findet man beim Virgil. s. Aen. L. VI. v. 434—37., wo es heißt:

Proxima deinde tenent moesti loca, qui sibi lethum
In sontes peperere manu, lucemque perosi.
Projecere animas, quam vellent aethere in alto
Nunc et pauperiem, et duros perferre labores,

mord von dem größten Theile der Nation ganz anders beurtheilt *).

Allerdings gab es auch in den spätern Zeiten der Republik und selbst unter den Kaisern, verschiedene Römer, welche den Selbstmord mißbilligten. So erklärt ihn z. B. Cicero an einem Orte**) für widernatürlich, indem ja die Natur am geschicktesten seyn müsse, ihr eignes Werk wieder zu zerstören, und versicherte an einem andern***), der Mensch dürfe sich, selbst nicht durch die Sehnsucht nach einem bessern Leben, bestimmen lassen, von dem Platze, den ihm Gott angewiesen hat, abzutreten. Und daß auch späterhin unter den Kaisern Mehrere den Selbstmord ungünstig beurtheilten, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit aus einer Stelle des Seneka schließen. †) Allein, der größte Theil der Nation urtheilte seit den letzten Zeiten der Republik anders. Es lassen sich

*) s. meine Abhandlung: Von den Grundsätzen der Römer über den Selbstmord und den Ursachen, welche sie diesen Gegenstand anders beurtheilen machten, als wir ihn zu beurtheilen pflegen. In Stäudlin's Magazine für Religions-, Moral- und Kirchengeschichte. B. II. St. 1. S. 1—31. Was ich im Folgenden sagen werde, ist großentheils aus dieser Abhandlung entlehnt.

**) de senect. cap. 20.

***) in Somn. Scipionis cap. 3. vergl. Quaest. Tuscl. L. I. cap. 30. — Diese Stellen scheinen Cicero's wahre Meinung über diesen Gegenstand zu enthalten. Ich nehme daher das Urtheil zurück, das ich in meiner Abhandlung von den Grundsätzen der Römer über den Selbstmord S. 7—8. in der Note über den Cicero gefällt habe.

†) s. Epist. 70.

die Grundsätze der spätern Römer über den freiwilligen Tod ohngefähr auf folgende Punkte zurückführen: 1) Der Mensch darf, wenn er sieht, der Tod sey besser für ihn, als das Leben, freiwillig vom Schauplatz des Lebens abtreten. So wenig es zu billigen ist, wenn sich der Mensch unbesonnen in den Tod stürzt; so wenig kann ihm das Recht, über sein Leben zu entscheiden, abgesprochen, so wenig kann es getadelt werden, wenn er nach Abwägung der Gründe und Gegengründe der Vernunft folgt, und entweder das Leben, oder den Tod wählt. Diesen Grundsatz findet man mit deutlichen Worten ausgedrückt beim ältern Plinius*), beim jüngern Plinius**), und beim Seneka***), und die Geschichtschreiber haben ihren Erzählungen von Menschen, die sich das Leben genommen hatten, gar keine solchen Aeußerungen und Urtheile eingewebt, aus denen man schließen

*) Er sagt in Hist. Nat. L. II. cap. I. n. 30. p. 73. Tom. I. ed. Hard.: imperfectae in homine naturae praecipua solatia, ne Deum quidem posse omnia. Namque nec sibi potest mortem consciscere, si velit, quod homini dedit optimum in tantis vitae poenis.

**) s. Ep. L. I. Ep. 22. wo es heißt: nam impetu quodam et instinctu properare ad mortem, commune cum multis: deliberare vero et caussas ejus expendere, utque suaserit ratio, vitae mortisque consilium suscipere vel ponere, ingentis est animi.

***) s. Ep. 24. wo er sagt: quidquid horum tractaveris, confirmabis animum, vel ad mortis, vel ad vitae patientiam. In utrumque monendi ac firmandi sumus: et ne nimis amemus vitam, et ne nimis derimus. Etiam, cum ratio suadet finire, non temere nec cum procursu capiendus est impetus. Vir fortis ac sapiens non fugere debet e vita, sed exire.

könnte, daß ihnen die Moralität des Selbstmordes verdächtig gewesen sey. Wie gesagt, nach den Grundsätzen der spätern Römer ist der Mensch eben so Herr über sein Leben, wie über jeden Theil seines Eigenthums. So wie es ihm frei stehet, ein Kleid abzulegen, das er nicht mehr brauchen kann, eben so ist es ihm erlaubt, auf das Leben zu resigniren, wenn es ihm keinen Werth mehr zu haben scheint. Ein solcher Fall aber, wo der Mensch unbedenklich den Tod wählen kann, tritt ein, wenn er in eine unheilbare Krankheit fällt. Um den Schmerzen eines krankhaften Körpers zu entgehen, endigte bekanntlich Attikus sein Leben, und dem zu Folge, was ihn Nepos sagen läßt,*) machte er sich nicht die geringste Bedenklichkeit über den Schritt, den er thun wollte. „Ich habe, sagte er, Alles gethan, um meine Gesundheit wieder zu erlangen, nun aber, da sich meine Schmerzen vermehren, ohne daß ich hoffen könnte, wieder hergestellt zu werden, habe ich beschlossen, mir selbst zu helfen." Eben diese Ursache war es, durch welche Corellius Rufus, dessen ich oben gedacht habe, Titus, Aristo und Silius Italikus bestimmt wurden, den Tod zu wählen, und Plinius, der ihr Ende beschreibt,**) weit entfernt, sie zu tadeln, zollt ihnen vielmehr Lob und Bewunderung. Ein anderer Fall, in dem, nach der Meinung des Römers, der Tod dem Leben vorzuziehen ist, tritt dann ein, wenn man fürchten muß, sich selbst zu überleben. Tacitus erzählt, daß Marobod, König der Markomannen, welcher lange Zeit hindurch eine glänzende Rolle gespielt hatte, nach Ravenna gegangen sey, und hier als Privatmann ge-

*) s. Vitam Attici cap. 21.

**) s. Plinii Epistolas L. I. Ep. 12. Ep. 22. Lib. III. Ep. 7.

lebt habe. Consenuitque, setzte er hinzu,*) multum imminuta claritate ob nimiam vivendi cupidinem. Was will Tacitus durch dies Urtheil anders sagen, als daß Marobod, um in den Gemüthern seiner Zeitgenossen ein bleibendes Bild seiner Größe zu hinterlassen, durch einen freiwilligen Tod auf der Bahn des Ruhms und des Glanzes hätte endigen sollen? Aus den Zeiten des Triumvirats und der tyrannischen Kaiser lassen sich unzählige Beispiele von Menschen anführen, die sich tödteten, um der förmlichen Verurtheilung oder Hinrichtung zu entgehen. Aber nirgends wird gesagt, daß sich einer dieser Menschen ein moralisches Bedenken gemacht, und an der Befugniß, sich unter diesen Umständen das Leben zu nehmen, gezweifelt habe. Eben so wenig trifft man bei den Geschichtschreibern dieser Zeiten auf Urtheile, welche die Handlungen dieser Männer mißbilligten. Vielmehr scheinen die, besonders in einigen Stellen des Tacitus, beigesetzten Worte: ob mortem opportunam, mehr eine Billigung, als Mißbilligung zu enthalten. —

2) Aber nicht blos erlaubt, sondern sogar Pflicht ist es, wenn nicht allgemeine, doch des großen Mannes, unter manchen Umständen und Verhältnissen, den Tod dem Leben vorzuziehen. So ist es Pflicht zu sterben, wenn man durch den Tod seinen Charakter, seine Würde behaupten kann. Cato handelte recht, indem er sich das Leben nahm, denn es würde ihn entehrt haben, wenn er sich seinen Feinden hätte unterwerfen müssen, er würde von seiner Würde herabgesunken seyn, wenn er, der Vertheidiger des Vaterlandes, den Untergang des Staates überlebt hätte. Der Vertheidiger der Freiheit mußte lieber sterben, als den

An=

*) s. Annal. L. II. cap. 63.

Anblick des Alleinherrschers ertragen. So ward Cato's Tod vom Cicero,*) der doch, wie weiter oben bemerkt ward, den Selbstmord im Allgemeinen für pflichtwidrig erklärte, beurtheilt. Wie Cicero über diesen speciellen Fall urtheilt, so erklärt Seneka im Allgemeinen mit deutlichen Worten, daß es Umstände geben könne, wo es Pflicht sey, freiwillig zu endigen.**) — 3) Der freiwillige Tod, so urtheilte ferner der größte Theil der Römer, ist in den meisten Fällen das Kennzeichen einer großen und erhabnen Seele. Wer fähig ist, die Gründe für den Tod und für das Leben mit ruhiger Ueberlegung abzuwägen, und, wenn die Vernunft für den Tod entscheidet, diesen zu wählen, und so den stärksten aller Triebe, den Trieb zum Leben, zu besiegen, der muß eine Kraft und Stärke der Seele besitzen, welche gerechten Anspruch auf die Bewunderung aller derer machen kann, die fähig sind, wahre Größe zu schätzen. Wer fähig ist den Tod zu wählen, erhebt sich über gemeine Menschen. Daß die Römer der spätern Zeiten so zu urtheilen pflegten, sieht man besonders daraus, daß sie von den meisten Selbstmördern, die nicht ohne alle Ursache das Leben verlassen hatten, in den Ausdrücken der tiefsten Bewunderung sprechen. Einstimmig preisen sie die Lukretia, einstimmig bewundern sie den Cato. Und daß as Lob, das sie diesem ertheilen, nicht blos durch die Strenge seiner Sitten und die Würde seines Charakters, sondern auch namentlich dadurch veranlaßt ward, daß er

*) de Off. L. I. c. 31.

**) s. Ep. 14. wo er sagt: Honestum ei vile est, cui corpus nimis carum est. Agatur ejus diligentissime cura: ita tamen, ut, cum exiget ratio, cum dignitas, cum fides, in ignem mittendum sit.

freiwillig geendet hatte, beweißt eine Stelle des Seneka, wo er sagt:*) „Nimm dem Cato das Schwerd, durch welches er seine Freiheit vertheidigte, und du entreißest ihm einen großen Theil seines Ruhms.“ Da, wo Seneka erzählt, daß sich Scipio, der Schwiegervater des Pompejus, als er von einem ungünstigen Winde nach Afrika zurück getrieben ward, und sah, daß sein Schiff in der Gewalt der Feinde sey, durchbohrt, und seinen Leuten, als sie fragten, wo der Feldherr sey, geantwortet habe: Imperator bene se habet, setzt er hinzu:**) „Diese Worte machten ihn seinen Vorfahren gleich, und gaben ihm eben den Ruhm, den das Schicksal den Scipionern in Afrika bestimmt zu haben scheint. Viel war es, Carthago zu überwinden, mehr den Tod zu besiegen.“ Sieht man nicht deutlich aus dieser Aeußerung, wie sehr Seneka die That des Scipio bewundert? Eben so preißt Plinius die That der Arria. „Eine vortrefliche Handlung war es, sagt er,***) daß sie den Dolch zog, ihre Brust durchbohrte, den Dolch herausriß, ihn ihrem Manne reichte und die unvergeßlichen, göttlichen Worte sprach: Paete non dolet!“ Auch aus einer andern Erzählung †) sieht man, daß Plinius mit der größten Achtung von den Selbstmördern sprach. Tacitus findet in dem freiwilligen Tode, den Scaurus, aufgefordert von seiner Gemahlin, wählte, etwas Großes und Erhabenes.

*) s. Ep. 13.

**) s. Ep. 23.

***) s. Epist. L. III. Ep. 16.

† s. Epist. L. VI. Ep. 24.

Scaurus, sag er,*) ut dignum veteribus Aemiliis, damnationem anteit. Und Plinius sagt,**) in der oben angeführten Stelle mit deutlichen Worten, es sey das Kennzeichen einer großen und erhabenen Seele, die Gründe, welche für den Tod und für das Leben sprechen, abzuwägen und, je nachdem das Uebergewicht auf dieser oder auf jener Seite ist, entweder den Tod oder das Leben zu wählen. — 4) Diese bisher beschriebenen Grundsätze über den Selbstmord waren nicht nur einigen Wenigen eigen, sondern machten die herrschende Denkart der Nation aus. Dies beweißt zuvörderst die unglaublich große Menge der Selbstmörder in den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaisern. Während des Triumvirats tödteten sich, wie Appian im vierten Buche seiner Schrift de bellis civilibus erzählt, sehr viele, und unter einigen Kaisern waren Hinrichtungen und Selbstmorde so allgemein, daß Tacitus, da wo er den Tod des Pontifex Lucius Piso erzählt,***) die Bemerkung macht, der natürliche Tod eines Mannes, der auf einer höhern Stufe stand, sey ein seltenes Beispiel. Allerdings führten die damaligen traurigen Zeiten manche Umstände herbei, die den Selbstmord veranlassen konnten. Insbesondere scheint der Umstand, daß die Verurtheilten, welche der Hinrichtung durch einen freiwilligen Tod zuvorkamen, theils begraben wurden, theils hoffen konnten, daß ihre Testamente gültig bleiben würden,†) da

*) s. Annal. L. VI. c. 29.

**) s. Epist. L. I. Ep. 22.

***) s. Annal. L. VI. cap. 10.

†) s. Tacit. Annal. L. VI. c. 29.

man im Gegentheil, wenn sie hingerichtet worden wären, sowohl ihrem Leichname das Begräbniß versagte, als auch ihre Güter öffentlich verkaufe, Manchen zur Wahl des freiwilligen Todes bestimmt zu haben. Allein hätte man den Selbstmord für eine unmoralische Handlung gehalten, so würde er doch gewiß seltner gewesen seyn, so würden wenigstens nicht so viele Männer, die als wahrhaft tugendhafte Menschen geschildert werden, wie ein Cato, Attikus, Cremutius, Cordus u. a. m. den freiwilligen Tod, ohne alles moralische Bedenken, gewählt haben. Darf man ferner annehmen, daß sich der Geist einer Nation in den Urtheilen ihrer Schriftsteller am meisten spiegelt, so können wir aus den angeführten Aeußerungen berühmter Schriftsteller über den Selbstmord schließen, daß man ihn nach der herrschenden Denkart der Römer im Allgemeinen als eine erlaubte und in manchen Fällen als eine pflichtmäßige, eines großen und erhabenen Charakters würdige Handlung betrachtet habe. Und daß nicht blos die Römer der höhern Stände, sondern auch die niedern Volksklassen so geurtheilt haben, scheint daraus zu erhellen, daß Tacitus erzählt,*) es hätten sich viele von den Soldaten, die dem Kaiser Otto die letzte Ehre erwiesen, bei seinem Scheiterhaufen ermordet, und viele in andern Lagern wären durch das Beispiel des Kaisers bewogen worden, ein Gleichs zu thun. Endlich kann man auch daraus, daß keine Gesetze vorhanden waren, die verordnet hätten, den Leichnam des Selbstmörders zu entehren,**) mit vieler Wahrscheinlichkeit folgern, daß

*) s. Historiar. L. II. c. 49.

** s. Püttmanni Elementa juris criminalis. p. 180 — 81 ed. Bienerl.

die Römer den Selbstmord als eine gleichgültige Handlung betrachtet haben, da fast alle Völker, die ihn für unmoralisch hielten, die Leichname der Selbstmörder bald auf diese, bald auf jene Weise zu entehren pflegten.

Was nun die Ursachen anbetrifft, die es bewirkten, daß die Römer den Selbstmord auf die bisher beschriebene Weise, durch die sie sich sowohl von der Denkart der meisten Völker des Alterthums, als als auch von unsern Grundsätzen nicht wenig unterschieden, zu beurtheilen pflegten, so scheinen sie theils in dem Charakter der Nation, theils in dem Geiste der herrschenden Philosophie, theils endlich in dem Mangel an ächter Religiosität zu liegen.

In dem Nationalcharakter des Römers sind Stolz, Freiheitssinn und Heroismus hervorstechende Züge. Früh ward es dem jungen Römer eingeflößt, er sey ein Bürger der Nation, welche zur Beherrscherin des Erdkreises erkohren sey,*) früh ward es ihm gesagt, er sey aus dem Volke entsprossen, welches die größten Männer hervorgebracht habe, früh ward er, wenn er der Abkömmling berühmter Männer war, mit den ruhmvollen Thaten seiner Vorfahren bekannt gemacht. Stets ward er gewarnt, nichts zu thun, was dem Ruhme seines Volkes und der Würde seiner Familie entgegen sey. Nichts war natürlicher, als daß sich allmälig ein gewisser edler Stolz in dem Gemüthe des Römers erzeugte. So wie er durch diesen Stolz von erniedrigenden Handlungen zurückgehalten und zu mancher edlen That

*) s. Polyb. 1. 3. 63. und Ovid. Fast. IV. 831.

bestimmt ward, so enthielt er auch eine der Ursachen, die ihn den Selbstmord auf die bisher beschriebene Weise beurtheilen machten. Denn sah sich der Römer in Umstände versetzt, die ihm eines Römers, d. h. eines Bürgers der großen Nation und eines Nachkommens der berühmtesten Männer unwürdig zu seyn schienen, so vermochte er es nicht, das Drükkende solcher Verhältnisse zu ertragen, so stand er nicht an, seiner Würde Alles, selbst das Leben, aufzuopfern. Es muß, dachte er, dem Menschen erlaubt seyn, ein Leben freiwillig hinzugeben, das er nicht mehr mit Anstand und Würde behaupten kann, ja, da die Ehre das höchste Gut ist, muß es sogar Pflicht seyn, freiwillig zu sterben, wenn man seine Würde und seinen Charakter nicht mehr behaupten kann. Merkwürdig ist es, daß sich den Römern unter den Völkern der neuen Welt keines mehr in der Beurtheilung des Selbstmordes nähert als die Britten, welche eben sowohl als die Römer, ein hoher Nationalstolz charakterisirt. — Ferner war Freiheitsliebe ein hervorstechender Zug in dem Charakter des Römers. Früh ward es ihm gesagt, daß er der Bürger eines freien Volks sey und daß er diese Freyheit als das größte Glück des Lebens betrachten müsse. Als ein freier Mann zu leben und zu sterben, war der höchste Wunsch des Römers. Späterhin, als Rom seine bürgerliche Freiheit verlohren hatte, nahm dieser Freiheitssinn eine etwas andere Wendung. Konnte er sich nicht mehr als eine unbegrenzte Liebe zur bürgerlichen Freiheit, zur Freiheit des Vaterlandes äußern, so nahm er nun die Gestalt einer hohen moralischen Freiheitsliebe an. Es ward ein Lieblingsgrundsatz vieler Römer: Der Mensch kann zu nichts gezwungen werden, er ist erhaben über das

Schicksal und über die Gewalt anderer Menschen. In allen Lagen des Lebens kann er seine Freiheit behaupten. Niemand kann ihn zwingen, anders zu handeln, als er handeln will. Dieser Grundsatz mußte es nothwendig bewirken, daß dem Römer eine Handlung, durch welche der Mensch eine gewisse Herrschaft über das Schicksal zu erhalten scheint, durch welche er sich allen möglichen Zwange entziehen kann, in einem vortheilhaften Lichte erschien. Ganz im Geiste des Römers ist es geschrieben, wenn Seneka sagt:*) Meditare mortem. Qui hoc didicit, meditari libertatem jubet. Qui mori didicit, servire dedidicit: supra omnem potentiam est, certe extra omnem. Quid ad illum carcer, et custodia et claustra? liberum ostium habet. Una est catena, quae nos alligatos tenet, amor vitae: qui ut non abjiciendus, ita minuendus est, ut, si quando res exigit, nihil nos detineat, nec impediat, quo minus parati simus, quod quandoque faciendum est, statim facere. — Die Römer waren endlich eine kriegerische Nation. Durch Krieg hatten sie ihren Staat gegründet, durch Krieg hatten sie ihn zu der Höhe, die er endlich erreichte, emporgehoben. Ihre berühmtesten Männer waren Helden, die Thaten, die den Stolz der Nation und einzelner Familien ausmachten, waren Kriegsthaten. Natürlich brachte dies einen gewissen heroischen Sinn hervor, welcher sie Alles, was von Muth, Entschlossenheit und Beharrlichkeit zeugte, und mithin auch den mit ruhiger Ueberlegung gefaßten und mit Muth und Standhaftigkeit ausgeführten Entschluß, das Leben freiwillig zu verlassen, schätzen und bewundern hieß. Waren auch die Römer in spätern Zei-

*) s. Ep. 26.

ten nicht mehr so kriegerisch, als sie es in frühern gewesen waren, so blieb doch noch ein Rest von jenem heroischen Geiste übrig, welcher sie alle Thaten, die Muth, Entschlossenheit und Festigkeit des Willens verriethen, schätzen und bewundern machte, und gewiß keinen geringen Einfluß auf die Beurtheilung des Selbstmords hatte.

Eine andere Ursache, welche die, den spätern Römern eigenen Grundsätze über den Selbstmord, hervorbrachte, lag in dem Geiste der herrschenden Philosophie. Die Bekanntschaft der Römer mit der griechischen Literatur und namentlich mit der griechischen Philosophie fiel in eben die Zeiten, in welchen sie mit den Luxus des Auslandes bekannt wurden. Je mehr die Römer der damaligen Zeiten die Künste des Luxus kennen und die Genüsse des Lebens vervielfältigen lernten, je mehr sie sich gewöhnten, Alles auf den Lebensgenuß zu beziehen; desto leichter mußte die Philosophie Eingang unter ihnen finden, die den Genuß für die letzte Bestimmung des Menschen entweder erklärte, oder doch zu erklären schien. Schon zu Cicero's Zeiten war die epikuräische Philosophie bei weiten die herrschende. Und je sinnlicher die Nation mit dem Fortgange der Zeiten ward, desto größer ward die Zahl der Anhänger, welche diese Lehre unter den höhern Klassen der Nation fand. Nach den Grundsätzen des Epikuräismus aber muß der Selbstmord in allen den Fällen für erlaubt erklärt werden, wo der Mensch einer Zukunft entgegen sieht, die ihm mehr Schmerz, als Genuß verspricht. Denn ist der Genuß das höchste Gut des Menschen, der letzte Zweck des Lebens, was soll ihn dann zurückhalten, einem Leben freiwillig zu entsagen, das ihm keinen Genuß ge-

währen kann? Warum soll er leben, wenn es ihm nicht möglich ist, den Zweck des Lebens zu erreichen? — Doch nicht alle Römer nahmen Epikur's Grundsätze an. Viele folgten der strengern Lehre der Stoa. Aber auch diese Philosophie leitet, wenn auch auf einem ganz verschiedenen Wege, zu solchen Grundsätzen über den Selbstmord, wie wir sie in den Schriften und in den Handlungen der Römer ausgedrückt finden. Der Stoicismus, der noch überdies in den Gemüthern vieler Römer mit dem ihrem Nationalcharakter eigenem Stolze und Freiheitssinne zusammenfloß, macht den Menschen zu einem Wesen, das auf einer Höhe zu stehen glaubt, welche die menschliche Natur nicht erreichen kann, zu einem Wesen, das sich erhaben über alle äußere Umstände und unabhängig von aller äusserer Macht dünkt. Da nun aber oft äußere Umstände den Menschen zu übermannen drohen, da sich bald die Natur, bald die Uebermacht Anderer seinem Willen entgegenstellt, so mußte der Stoiker, und besonders der römische Stoiker, dem Menschen, um seine Unabhängigkeit zu sichern, ein Recht über sein Leben zugestehen, durch dessen freiwillige Aufopferung er sich als ein freies Wesen behaupten und der Gewalt der äußern Umstände trotzen könne.

Und diesen Wirkungen, welche der Nationalcharakter und der Geist der herrschenden Philosophie hervorbrachte, stellte sich keine Religion entgegen, die doch am meisten geschickt ist, den Menschen vom Selbstmorde zurückzuhalten und ihn diese That als unerlaubt betrachten zu lehren. Der wirklich religiöse Mensch, der überzeugt ist, daß sein Schicksal unter der Leitung eines weisen und gütigen Wesens stehe, der sein Leben als einen ihm von der Gottheit ange-

wiesenen Wirkungskreis betrachtet und an ein anderes, mit dem gegenwärtigen innigst verbundenes Leben glaubt, wird nie, so lange er im Besitze seiner Vernunft und Freiheit bleibt, das Band, das ihn an die Sinnenwelt kettet, eigenmächtig zerreißen. Denn glaubt er an eine Vorsehung, so muß er überzeugt seyn, daß ihn die Gottheit, so bald es sein Bestes erfordert, von den Fesseln des Körpers befreien werde, betrachtet er sein Leben als einen, ihm von Gott angewiesenen Wirkungskreis, so wird er Bedenken tragen, seinen Posten eher zu verlassen, als er abgerufen wird, und hofft er mit Zuversicht auf ein ewiges Leben, so wird ihm diese Hoffnung Kraft geben, die Leiden der Gegenwart mit Muth und Fassung zu tragen. Die Religiosität bringt ein ruhiges Dulden und ein zuversichtliches Hoffen hervor, welches den Menschen in allen Lagen des Lebens aufrecht erhält. Diese Religiosität aber war kein herrschender Zug in dem Charakter des Römers. Und besonders in den Zeiten, wo man die Volksreligion mit der Fackel der Philosophie beleuchtete, scheint fast alle Religiosität aus den Herzen der Römer entflohen zu seyn. Die Dogmen der bestehenden Religion wurden in ihrer Unzulänglichkeit anerkannt und von dem gebildeten Theile der Nation verworfen und verlacht.*) Eine befriedigendere Religion gab es noch nicht, und die Philosophie sprach entweder allen religiösen Ideen Realität

*) Aus vielen Stellen der römischen Schriftsteller kann man sehen, wie der, durch Philosophie gebildete Römer, über seine Religion urtheilte. Man lese nur den Cicero in Quaest. Tusc. L. I. c. 6. und den Seneka in Ep. 24. nach, und man wird sich von der Richtigkeit des von mir gefällten Urtheils überzeugen.

ab, oder stellte ganz irrige und falsche Begriffe auf, oder trug doch, was sie lehrte, als unsichere und schwankende Vermuthungen vor. Aus Cicero's Schrift über das Wesen der Götter ersehen wir, daß ihr Daseyn von Vielen schlechthin geläugnet, von noch Mehreren bezweifelt, und nur von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl geglaubt ward. Die Götter Epikur's waren so gut, als keine, da sie sich gar nicht um die Angelegenheiten der Welt bekümmerten. Nur die Stoiker, von denen auch die Volksreligion bald mehr, bald weniger in Schutz genommen ward, stellten würdigere Begriffe von der Gottheit auf. Eben so gab es unter den Römern sehr Viele, die die Unsterblichkeit der menschlichen Seele bezweifelten; worüber schon Cicero klagt.*) Und auch bei denen, welche an eine Fortdauer glaubten, war dies Dafürhalten doch mehr eine Vermuthung, höchstens eine Hoffnung, als ein zuversichtlicher lebendiger Glaube, wie man dies besonders daraus ersieht, daß die römischen Schriftsteller so oft die Alternative setzen:**) entweder wird der Mensch durch den Tod vernichtet, oder er dauert nach dem Tode fort, um dann zu beweisen, daß der Tod in beiden Fällen kein Uebel sey. Daß der Glaube an die Unsterblichkeit kein fester und lebendiger war, läßt sich auch daraus schließen, daß man in den Werken der römischen Schriftsteller so selten Hinweisungen auf ein besseres Leben findet, daß die Hoffnung auf eine bessere Zukunft fast niemals als Motiv der Tugend, oder als Beruhigungsgrund gebraucht wird. Auch bei den nächsten und dringendsten Veranlassungen wirft der Römer kei-

*) s. Quaest. Tusc. L. I. c. 21. vergl. Cato Major c. 23.

**) z. B. Seneka s. Ep. 24.

nen Blick auf eine andere Welt. Plinius klagt über die Kürze des menschlichen Lebens, erwähnt die Thränen des Xerxes, die dieser unmenschliche Despot in einer menschlichen Stunde weinte, beklagt den Tod der Tochter seines Freundes Fundanus, erwähnt oft solche Gegenstände, die ihn auf die Idee der Unsterblichkeit führen konnten, und doch findet man nirgends eine Hinweisung auf ein besseres Leben. In der schönen Vertheidigungsrede, welche Tacitus dem Cremutius Cordus in den Mund legt, sucht man ebenfalls vergebens einen Hinblick auf ein höheres Wesen und auf ein besseres Leben, findet man nichts, als eine feierliche Berufung auf das Urtheil der Nachwelt.

Vermöge dieses Mangels an Religiosität nun dachte sich der Römer sein Schicksal in keiner Abhängigkeit von der Leitung eines höhern Regenten. Natürlich war es daher, daß er sich als den alleinigen Herrn seiner selbst, und seines Schicksales betrachtete, und kein Bedenken trug, es eigenmächtig so, wie es ihm gut dünkte, zu entscheiden. Vermöge dieses Mangels an Religiosität war ihm sein Daseyn auf Erden kein Posten, auf welchen ihn der Regierer des Ganzen gestellt hatte, und er glaubte daher das Leben freiwillig verlassen zu können, ohne sich des Ungehorsams gegen den obersten Regierer schuldig zu machen. Vermöge dieses Mangels an Religiosität fehlte ihm, wenn er unglücklich war, die stärkende Hoffnung auf ein besseres Leben, und die Ueberzeugung, daß, da nur der religiöse Mensch glaubt, die Gegenwart in dem genauesten Zusammenhange mit der Zukunft steht, die gegenwärtigen Leiden um der Zukunft willen geduldet werden müssen.

Dazu aber, daß die oben beschriebene Art den Selbstmord zu beurtheilen, so allgemein, so herrschend ward, mußten die vielen Beispiele großer und berühmter Männer, welche das Leben freiwillig geendiget hatten, nicht wenig beitragen. Denn gereichte diesen die Art ihres Todes zu keinem Vorwurfe, wurde vielmehr ihr Heroismus gelobt und bewundert: was konnte da dem großen Theile der Nation, der so sehr von Auktoritäten abhängt, die Rechtmäßigkeit des freiwilligen Todes verdächtig machen?

Dies waren denn die Grundsätze, welche unter den Römern in den letzten Zeiten der Republik und während des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt herrschten. Ob es nun schon auch in den folgenden Zeiten mehrere, wie z. B. Antonin *), gab, die den Selbstmord, wenigstens unter manchen Umständen, für erlaubt erklärten, so wurden doch diese Grundsätze seit dem zweiten Jahrhunderte allmählig so verändert, daß man anfieng, den Selbstmord, nach der herrschenden Denkart, für unerlaubt zu erklären. Und zwar ward diese Veränderung, freilich nur nach und nach, theils durch das Christenthum, theils durch den Neuplatonismus bewirkt.

Es findet sich zwar in unsern heiligen Schriften keine einzige Stelle, in welcher, nach einer gesunden Exegese, ein direktes Verbot des Selbstmordes ent-

*) s. Commentarios quos ipse sibi scripsit L. V. c. 29.

halten wäre. Allein man würde sehr voreilig schließen, wenn man hieraus folgern wollte, der Selbstmord sey nach den Grundsätzen des Christenthums als eine gleichgültige Handlung zu betrachten. Der Stifter der christlichen Religion wollte kein vollständiges Moralsystem vortragen, sondern theilte seine moralischen Vorschriften nur in Gesprächen, nur dann mit, wann sich ihm Gelegenheit hierzu darbot. Da nun der Selbstmord unter den Juden, wie weiter oben bemerkt worden ist, sehr selten war, so hatte Jesus wahrscheinlich keine Gelegenheit, sich über diesen Gegenstand zu erklären. Ob man nun aber gleich ein direktes Verbot des Selbstmordes vergebens in den Schriften des N. T. sucht, so ist es doch gewiß, daß die Unzuläßigkeit desselben aus den obersten Grundsätzen des Christenthums deutlich hervorgeht. Daher mußte sich natürlich, indem sich die christliche Religion ausbreitete, auch die vorher herrschend gewesene Denkart über den Selbstmord verändern.

Es brachte aber das Christenthum diese Veränänderung hervor, indem es 1) den Glauben an eine allwaltende, jeden Menschen umfassende Vorsehung verbreitete, und namentlich die Leiden des Lebens als Prüfungen betrachten lehrte, welche Gott dem Menschen aus weisen Absichten zuschicke. Daß das Christenthum diese Lehre aufstellte, bedarf keines Beweises, und daß die Christen namentlich die Leiden des Lebens als Prüfungen betrachteten, ergiebt sich aus folgender Stelle des Origenes: „Wir werden, sagt er *),

*) s. contra Cels. L. VIII. p. 415. ed. Spenc. Eben diese Gedanken trägt Cyprian vor in der Schrift: de mortalitate p. 160—61. ed. Brem.

wenn es uns nöthig scheinen wird, Theil an den Vergnügungen des Lebens nehmen, und die Leiden, die mit ihm verknüpft sind, als Prüfungen der Seele (Πειρασμοι της Ψυχης) geduldig ertragen. Denn so pflegt die heilige Schrift die Trübsale, die dem Menschen begegnen, zu nennen, weil die Seele durch sie, wie das Gold durch das Feuer, geprüft wird, damit es klar werde, ob sie bewundert oder bestraft zu werden verdiene. Wir sind daher gegen die Dinge, die Celsus Uebel nennt, so gesinnt, daß wir bereit sind zu sagen: Prüfe mich Herr und versuche mich; läutre meine Nieren und mein Herz, denn Niemand wird gekrönt, er kämpfe denn hier auf Erden in dem niedrigen und vergänglichen Leibe." Aus dieser Lehre von der Vorsehung und aus dieser Ansicht der Leiden des Lebens folgte unausbleiblich, daß man den Selbstmord für unerlaubt erklären mußte. Denn erstreckt sich die Sorge des Regierers der Welt auf jeden einzelnen Menschen und ist er ein weises und gütiges Wesen, so wird er den Menschen schon selbst zu der Zeit, die für ihn die beste ist, von den Fesseln des Körpers befreien, und der Mensch thut einen Eingriff in die Regierung Gottes, wenn er sein Schicksal eigenmächtig entscheidet. Sind die Leiden, die ihn treffen, Prüfungen, die ihm Gott zuschickt, um ihn zu läutern und zu vervollkommnen, so handelt er nicht nur gegen den Willen des Weltregierers, sondern entzieht sich auch eine Gelegenheit, weiser und vollkommner zu werden, wenn er sich durch das Gefühl der Beschwerden bestimmen läßt, seine Laufbahn freiwillig zu verlassen. Das Christenthum verlangt, indem es an eine allwaltende Vorsehung glauben lehrt, ruhige Ergebung in den Willen des Weltregierers, stilles Dulden und zuversichtliches Hoffen, und kann daher

ohnmöglich eine Handlung billigen, durch die sich der Mensch die Entscheidung seines Schicksals anmaßt und zu erkennen giebt, daß er nicht willens sey, die ihm aufgelegten Beschwerden länger zu ertragen. — Das Christenthum brachte 2) dadurch eine Veränderung in den Grundsätzen über den Selbstmord hervor, daß es den Menschen das Leben als einen Wirkungskreis betrachten lehrte, der ihm von dem obersten Regierer angewiesen sey und ihn erinnerte, daß er dereinst von der Verwaltung des ihm anvertrauten Pfundes Rechenschaft geben müsse. Nach dem großen Plane des Weltregierers, lehrte das Christenthum, ist jeder Mensch auf einen Platz gestellt worden, wo er thätig seyn und das Seinige zu dem Wohle des Ganzen beitragen soll. Verläßt er den ihm angewiesenen Platz, so entzieht er sich seinen Pflichten und setzt sich außer Stand, das zum Wohle des Ganzen beizutragen, was er, nach dem Willen Gottes, beitragen sollte. Und sich der Erfüllung seiner Pflichten zu entziehen, muß er um so mehr Bedenken tragen, da er Gott Rechenschaft schuldig ist von dem Gebrauche seiner Zeit und von der Anwendung seiner Kräfte. Womit will er es entschuldigen, wenn er die ihm zugemessene Zeit eigenmächtig abgekürzt, die ihm zugetheilten Kräfte muthwillig zerstört hat? — Zu diesen, aus dem Wesen des Christenthums fließenden Grundsätzen kam noch 3) eine andere, einem großen Theile der frühern christlichen Welt eigene Idee, welche ebenfalls nicht wenig beitrug, daß man anfieng, den Selbstmord als unzuläßig zu betrachten. Seit Philo's Zeiten *) herrschte

*) s. Philo's Lehrbegriff in Eichhorn's Bibliothek Th. IV. S. 886.

herrschte unter einem Theile der Juden die Idee, daß der Mensch in den Körper wie in ein Gefängniß eingeschlossen sey, daß der Körper die Tugend hindere, und der Mensch, um zur Vereinigung mit Gott zu gelangen, die Begierden und Regungen, die ihren Ursprung in dem Körper haben, bekämpfen müsse. Diese Idee gieng zu den Christen über, und im zweiten Jahrhunderte war unter einem großen Theil derselben die Meinung herrschend, daß das Wesen der Tugend in der Selbstverläugnung, in der Kreuzigung des Fleisches und in der Ertödtung der sinnlichen Lüste bestehe. Nach dieser Idee war es etwas Verdienstliches, mit dem Körper zu ringen, und wer sich das Leben nahm, raubte sich die Gelegenheit, sich dies Verdienst zu erwerben, und machte sich des Lohnes verlustig, den sich der Mensch durch die Ertödtung der fleischlichen Lüste erwirbt.

Diese Grundsätze bewirkten es denn auch, daß der Selbstmord von den christlichen Schriftstellern nachtheilig beurtheilt ward. Zwar erinnere ich mich nicht, weder bei den apostolischen Vätern, noch bei den Schriftstellern des zweiten Jahrhunderts beim Justin, Athenagoras, Tertullian u. a. direkte Mißbilligungen des Selbstmordes gefunden zu haben; welches ohnstreitig daher kommt, daß diese Schriftsteller nicht Gelegenheit hatten, sich über diesen Gegenstand zu erklären. Allein Origenes, Laktanz, Augustin und Hieronymus haben mit deutlichen Worten ein mißbilligendes Urtheil über den Selbstmord gefällt. Origenes gedenkt dieses Gegenstandes in zwei Stellen seiner gegen den Celsus gerichteten Schrift *),

*) s. contra Cels. L. V. pag. 249. L. VIII. pag. 414. ed. Spenc.

zwar nur gelegentlich, aber doch so, daß man deutlich sieht, er habe den Selbstmord gemißbilliget. Ausführlicher erklärt sich Laktanz da, wo er des Cleanthes, Chrysippus, Zeno und Empedokles gedenkt *) und behauptet, daß es aus einer doppelten Ursache unrecht sey, das Leben freiwillig zu verlassen, theils nämlich weil der Mensch nicht durch seine eigene Macht in das Leben eingetreten sey und es mithin nicht eher verlassen dürfe, als bis er von dem, der ihm seinen Platz anwies, abgerufen werde, theils weil Gott jeden Mord und mithin auch den, den man an sich selbst verübt, untersagt habe. Am ausführlichsten aber behandelt diesen Gegenstand Augustin **), indem er die Unzuläßigkeit des Selbstmordes nicht nur aus den Grundsätzen des Christenthums zu erweisen sucht, sondern auch in ein näheres Detail eingeht und zeigt, theils daß selbst der Verlust des höchsten Gutes, der Verlust der Keuschheit, oder die Furcht, sie zu verliehren, den Menschen nicht berechtige, sich das Leben zu nehmen, bei welcher Gelegenheit denn die That der Lukretia beurtheilt wird, theils daß der freiwillige Tod kein Beweis von Seelenstärke, sondern vielmehr von Seelenschwäche sey, welche Behauptung denn ein Urtheil über Cato's That veranlaßt, das von den Urtheilen der römischen Schriftsteller ziemlich verschieden ist. Eben so erklärt endlich auch Hieronymus ***), der Christ dürfe den Tod nie eigenmächtig ergreifen, und daher selbst nicht während einer Verfolgung durch

*) s. Institt. div. L. III. c. 18. p. 347. ed. Walch.

**) s. de Civitate Dei L. I. c. 17—28. pag. 18—23. ed. Benedict.

***) s. Comment. in Jonae cap. 1. v. 12.

seine eigene Hand sterben. So genau die bisher erwähnten Schriftsteller darin übereinstimmen, daß sie den Selbstmord im Allgemeinen für unzuläßig erklären, so findet doch zwischen den beiden letztern, dem Augustin und dem Hieronymus, in sofern eine Verschiedenheit des Urtheils Statt, in wiefern ihn der erstere für schlechterdings unerlaubt, der letztere in dem Falle für zuläßig erklärt, wenn der Mensch in Gefahr sey, seine Keuschheit zu verliehren *). Man weiß, welchen hohen Werth die Christen der frühern Jahrhunderte auf die Keuschheit legten, und kann daher nichts Befremdendes darin finden, daß Einige behaupten, ihr Besitz werde selbst durch einen freiwilligen Tod nicht zu theuer erkauft. Und daß hierüber mehrere Christen eben so, wie Hieronymus, dachten, wird aus den Lobsprüchen wahrscheinlich, mit welchen verschiedene Christinnen, die, um nicht ihre Keuschheit zu verliehren, den freiwilligen Tod gewählt hatten, von mehreren christlichen Schriftstellern, und namentlich vom Eusebius **), Ambrosius ***) und Chrysostomus †), belegt wurden. Selbst Augustin wagt es nicht, den freiwilligen Tod dieser Märtyrinnen der Keuschheit zu tadeln, sondern rechtfertiget sie dadurch,

*) Er sagt l. l.: Unde et in persecutione non licet perire propria manu absque eo, ubi castitas periclitatur.

**) s. Vitam Constant. L. I. c. 34.

***) s. Ep. 7.

†) s. die Lobrede εἰς τας ἁγιας μαρτυρας Βερνικην και Προσδοκην παρθενες και Δομνιναν την μητερα αὐτων in Opp. Chrysost. (Etonae 1612.) tom. V. p. 473—83.

daß er behauptet *), sie wären durch einen besondern göttlichen Befehl zu diesem Schritte geleitet worden.

So wie das Christenthum, eben so wirkte der Neuplatonismus dahin, daß sich die Grundsätze über den Selbstmord, welche unter den spätern Römern herrschend gewesen waren, abänderten. Und zwar scheint er diese Wirkung durch folgende Ursachen hervorgebracht zu haben: 1) Plato, aus dessen Systeme die Neuplatoniker viele ihrer Grundsätze entlehnten, hatte, wie dies weiter oben gezeigt worden ist, den Selbstmord nachtheilig beurtheilt. Mehr als wahrscheinlich ist es daher, daß das Urtheil dieses Mannes, der so großes Ansehen bei ihnen hatte, dem sie in so vielen andern Dingen folgten, auch auf die Art und Weise, wie sie diesen Gegenstand betrachteten, keinen geringen Einfluß äußerte. — 2) Die Neuplatoniker waren ferner religiöse Philosophen, glaubten an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit, wie man dies z. B. aus den Fragmenten der vom Celsus gegen das Christenthum gerichteten Widerlegungsschrift, welche Origenes aufbehalten hat, aus Plotin's Werken und den Resten von Julian's Schriften ersehen kann **). Da nun aber die Religion, wie bei anderer Gelegenheit schon erinnert worden ist, den Selbstmord als unzuläßig betrachten lehrt, so war es natürlich, daß ihn diese religiösen Philosophen für unerlaubt erklärten. — 3) Die Meinung, daß die Seele in den Körper eingeschlossen worden sey, um sich entweder zu reinigen, oder Sünden zu büßen, die sie in einer andern frühern

*) de Civitate Dei L. I. c. 26. p. 24.

**) s. Orig. contra Cels. L. VII. p. 376—77. L. VIII. p. 408—9. p. 419—20.

Periode ihres Daseyns begangen habe, von der man bei verschiedenen Christen der frühern Jahrhunderte Spuren findet, war unter den Neuplatonikern allgemein verbreitet. „Da die Menschen, sagt z. B. Celsus *), um nur eine hierher gehörige Stelle anzuführen, umgeben mit einem Leibe auf diese Welt kommen, es mag nun dies die Ordnung der Welt erfordern, oder es mag darum geschehen, daß sie ihre begangenen Sünden büßen, oder deswegen, damit die Seele, die sich mit allerhand Begierden belästiget hat, gereiniget werde (denn das ganze menschliche Geschlecht muß, wie Empedokles sagt, dreizehntausend Zeiten aus den Wohnungen der Seeligen verbannt bleiben), so muß man glauben, daß sie der Aufsicht gewisser Geister anvertraut sind, die dies ihr Gefängniß bewachen." Aus dieser Meinung aber folgte unausbleiblich, daß man den Selbstmord als unzuläßig betrachtete. Denn ist die Seele in den Körper eingeschlossen, um zu büßen, so handelt der Mensch gegen den Willen Gottes, wenn er diese Büßungszeit eigenmächtig abkürzt, und befindet sie sich in dem Leibe, um gereiniget und geläutert zu werden, so benimmt er sich, wenn er sich tödtet, die Gelegenheit, sich zu einem vollkommnern Daseyn geschickt zu machen.

Daß nun aber die Neuplatoniker wirklich den Selbstmord für unerlaubt erklärten, will ich an dem Beispiele Plotin's beweisen. Aus folgenden, theils wahren, theils halbwahren und irrigen Gründen mißbilligte er, wie uns Makrobius berichtet *), den

*) s. Orig. contra Cels. L. VIII. p. 412.

**) s. dessen Schrift de Somnio Scipionis L. I. cap. 13. p. 75—77. ed. Zeun., womit das zu vergleichen ist, was Plotin in seiner Schrift de dubiis animae L. II. c. 44. sagt.

Selbstmord, und erklärt ihn ausdrücklich für unerlaubt. Die Seele, sagt er, soll frei seyn von allen körperlichen Begierden und Regungen. Diese Reinheit der Seele kann bei dem Selbstmörder nicht Statt finden, denn er tödtet sich entweder aus Lebensüberdruß, oder aus Furcht, oder aus Haß. Alle diese Gemüthsbewegungen sind der Reinheit der Seele, nach welcher der Mensch streben soll, entgegen. Ja, hätte der Mensch jene Seelenreinheit errungen, so würde er sie durch den freiwilligen Tod wieder beflecken. Ferner: durch eine gewaltsame Trennung der Seele von dem Körper wird die Seele nur noch fester an ihn gekettet, so daß sie an dem Orte, wo er begraben liegt, oder wo sich der Mensch umbrachte, herumirren muß. Bei dem der Natur gemäßen Tode, fuhr er fort, muß sich die Seele von dem Körper, nicht aber der Körper von der Seele trennen. Bei dem Selbstmorde findet der entgegengesetzte Fall Statt, hier trennt sich der Körper von der Seele, nicht die Seele von dem Körper und der Selbstmörder stirbt mithin eines widernatürlichen Todes. Da der Mensch, setzte er hinzu, in einem andern Leben belohnt wird, nach Maaßgabe der Vollkommenheit, die er hier erlangt hat, so darf er so lange, als er sich noch vervollkommnen kann, das Ende des Lebens nicht herbeiführen *). Wer, sagte er endlich, hienieden sündiget, gleicht dem, der auf einem ebenen Pfade fällt, wo es ihm leicht ist, wieder aufzustehen, wer aber, behaftet mit den Flecken der Laster, aus der Welt geht, ist dem ähnlich, der aus der Höhe in eine Tiefe hinabstürzt, wo er sich

*) Cum constet remunerationem animis illis esse tribuendam pro modo perfectionis, ad quam in hac vita unaquaeque pervenit: non est praecipitandus vita finis, cum adhuc proficiendi esse possit accessio.

nicht wieder aufrichten kann. Daher müssen wir das uns bestimmte Maaß von Zeit brauchen, um uns, so viel als möglich, zu reinigen und zu läutern *).

Eben so wie Plotin urtheilten Makrobius, Olympiodor und andere Freunde des Neuplatonismus, und man kann es daher nicht bezweifeln, daß diese Lehre nicht wenig beigetragen hat, die unter den spätern Römern herrschenden Grundsätze über den Selbstmord zu verdrängen, obgleich die hauptsächlichste Ursache dieser Veränderung in dem Christenthume zu suchen ist, welches sich viel weiter, als der Neuplatonismus, ausbreitete und einen weit größern Einfluß auf die Gemüther der Menschen erhielt.

*) Ideo ergo concessis utendum vitae spatiis, ut sit perfectae purgationis major facultas.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Beim Verleger dieses sind, nebst mehrern andern, noch folgende Bücher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Becker, D. G. W., der Familienarzt, oder die Kunst, sein Leben im Genuß der Gesundheit zu führen, sich gegen Krankheiten zu sichern und diese selbst erträglicher, kürzer und gefahrloser zu machen. Ein Handbuch für Familien und jeden Freund seiner Gesundheit. 8. 1804. 1 Rthlr. 6 Gr.

— ebendesselben, die Hämorrhoiden, ein guter Rath für die, die daran leiden oder sie fürchten. 8. 1804. 15 Gr.

Fikenscher, G. W. A., freimüthige Gedanken und Vorschläge, eine der wichtigsten Angelegenheiten des Staats, das Schulwesen betreffend, eine Schrift für das Beste der Menschheit, allen Wahrheitsfreunden und erhabenen Beförderern des Guten, vorzüglich aber denen, welche helfen können, ans Herz gelegt. gr. 8. 1800. 1 Rthlr.

Geschichte der wichtigsten Revolutionen in der römischen Republik von ihrer ersten Gründung an bis auf die neuesten Zeiten, mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Revolutionen. 3 Bände. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Gutmanns, Vater, Spatziergänge mit seinen Kindern, oder Unterhaltungen über Natur, Menschenleben und Vorsehung mit der erwachsenen Jugend, vom Verfasser des mythologischen und naturhistorischen Kinderfreundes. 2 Theile. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Hezel, W. F., kleinere griechische Sprachlehre für Schulen. gr. 8. 1803. 9 Gr.

Kindervater, M. Chr. V., Beiträge zur Beförderung christlicher Erkenntniß und Tugend, in Predigten über Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahrs. 2 Bände. gr. 8. 1801. 2 Rthlr.

Koran, der kleine, oder Uebersetzung der wichtigsten und lehrreichsten Stücke des Korans, mit kurzen Anmerkungen, zur richtigern Kenntniß und Beurtheilung der von Muhamed gestifteten Religion, von J. C. W. Augusti, Prof. in Jena. 8. 1799. 20 Gr.

Lobeck, G. A., Predigten bei ungewöhnlichen Veranlassungen, nebst einer Vorstellungsrede. gr. 8. 1803. 10 Gr.

Martens, D. F. H., vollständige Anweisung zur therapeutischen Anwendung des Galvanismus, nebst einer Geschichte dieses Heilmittels in Hinsicht auf die medicinische Anwendung vom ersten Ursprunge der Entdeckung bis auf die neuesten Zeiten, für Aerzte und Wundärzte und alle, die sich über diesen Gegenstand näher unterrichten wollen, mit vielen eigenen Beobachtungen u. Erfahrungen herausgegeben. gr. 8. 1803.
1 Rthlr. 4 Gr.

Reinhard, oder Natur und Gottesverehrung a. d. Holl. von M. Ph. Rosenmüller. 3 Th. 8. 1800. 3 Rthlr.

Scenen aus der Kinderwelt. Ein neues Lesebuch für Kinder, welche eben angefangen haben, lesen zu lernen. Ein Geburtstagsgeschenk für gute Kinder, von F. W. v. B. 8. 1804. 9 Gr.

Schäfers, G. H., hochdeutsches Wörterbuch nach den Endsylben geordnet, ein bequemes Hülfsmittel beim Sprachunterrichte, bei der Rechtschreibung und dem Reime. gr. 8. 1800. 1 Rthlr. 12 Gr.

Schulze, M. Joh. Dan., der schriftstellerische Charakter und Werth des Petrus, Judas und Jacobus, zum Behuf der Specialhermenevtik ihrer Schriften. gr. 8. 1802. 9 Gr.

— ebendesselben, der schriftstellerische Charakter u. Werth des Johannes zum Behuf der Specialhermenevtik seiner Schriften untersucht und bestimmt. Voran ein Nachtrag über die Quellen der Briefe von Petrus, Jacobus und Judas, und über das Verhältniß dieser Briefe zu andern neutestamentlichen Schriften. gr. 8. 1803. 1 Rthlr. 8 Gr.

— ebendesselben, Ideen-Magazin für Lehrer in den obern Klassen der Gymnasien und Lyceen zu zweckmäßigen schriftlichen Arbeiten für ihrer Schüler. gr. 8. 1804. 1 Rthlr.

— ebendesselben, Literaturgeschichte der sämmtlichen Schulen und Bildungsanstalten im deutschen Reiche, nach alphabetischer Ordnung bearbeitet. 2 Bände. gr. 8. 1804. 2 Rthlr. 12 Gr.

Young's, Dr. Ed., Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit (englischer Text), mit Konstruktionen und erläuternden (deutschen) Anmerkungen, von G. F. Herrmann. gr. 8. 1800.
1 Rthlr. 12 Gr.

Druckfehler.

S. 5. Z. 17. statt: unserm, lies: unsern.
— 6. — 24. statt: bewundernswerth, lies: bemerkenswerth.
— 6. — 30. statt: Cormutius, lies: Cremutius.
— 9. — 10. statt: müßte, lies: müsse.
— 10. — 7. statt: Ueberzeugung, lies: Ueberlegung.
— 29. — 13. statt: Dame, lies: Damer.
— 32. — 24. statt: bewundernswerth, lies: bemerkenswerth.
— 41. — 11. statt: Sexilia, lies: Sexitia.
— 39. — 14. statt: nöthiger, lies: ruhiger.
— 43. — 32. statt: Paeto, lies: Paete.
— 44. — 11. statt: stand, lies: fand.
— 53. — 16. statt: beweisen, lies: bewirken.
— 60. — 22. statt: der, lies: den.
— 72. — 27. statt: reinen, lies: reiner.
— 82. — 1. statt: der, lies: den.
— 82. — 5. statt: Diedge, lies: Tiedge.
— 84. — 23. statt: Edesta, lies: Edessa.
— 86. — 24. statt: den, lies: der.
— 101. — 6. statt: uns, lies: aus.
— 107. — 31. statt: konnten, lies: könnten.
— 134. — 27. statt: beurtheilte, lies: beurtheilten.
— 137. — 8. statt: konnte, lies: könnte.
— 140. — 13. statt: Tarquinus, lies: Tarquinius.
— 142. — 31. statt: derimus, lies: oderimus.
— 148. — 10. ist das Komma nach dem Worte: Cremutius, zu vertilgen.
— 148. — 24. statt: Otto, lies: Otho.
— 155. — 13. ist vor dem Worte: Römern, das Wort: den, zu suppliren.
— 156. — 29—31. sind die Worte: Da nur — steht, zu vertilgen.

Noch bemerke ich, daß zu den Stellen, aus denen man die Grundsätze der Neuplatoniker über den Selbstmord kennen lernen kann, das gehört, was der Sophist Libanius in der Schrift: de vita sua (s. Opp. Liban. ex ed. Morelli tom. II. p. 45.) sagt.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tzschirner, Heinrich Gottlieb,

Leben und Ende merkwürdiger Selbstmörder Nebst einigen den Selbstmord betreffenden Abhandlungen

Weissenfels ; Leipzig 1805

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Coll.vit.o.19-c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11708794-8